

## VIII. ZUM LEBEN UND STERBEN ALEXANDERS VI.

A. LUKAS BETTINI.

So wenig sich Delfin und Paul Justinian liebten und so weit ihre Anschauungen und Grundsätze in Angelegenheiten ihres Ordens auseinandergingen, so waren sie doch in einem Punkte eines Herzens und eines Sinnes, in der gemeinsamen Abneigung gegen Savonarola. Justinian erfreute sich in dem heißen Streite, welchen er mit seinem Generale um die Reform der heiligen Einsiedelei führte, der mächtigen Unterstützung der Medici, vor allem Leos X. selbst, ganz besonders aber auch seines Bruders Julian wie seines Veters, des Kardinalbischofs Julius von Florenz, ohne welche er an einen glücklichen Ausgang seines schwierigen Unternehmens nie hätte denken dürfen. So war es nur billig, daß auch er den Medici seine Dienste in dem hartnäckigen Kampfe lieh, welchen sie gegen den Ferraresen noch über den Tod hinaus führten, da sie in ihm eine fortgesetzte schwere Gefahr für den Bestand ihrer Herrschaft erblickten. Noch immer wimmelte Italien von Einsiedlern, Mönchen, Nonnen, Geistlichen und Laien, welche, bewußt oder unbewußt, absichtlich oder unabsichtlich, an die Predigt Savonarolas anknüpfend, eine Züchtigung Italiens wie der Kirche und damit einen Umschwung aller Verhältnisse ankündeten und so dem Papste als dem Oberhaupte der Kirche und Erben der mediceischen Hausmacht keine geringe Sorge einflößten. Um dem Schwarme der Wanderprediger das Handwerk zu legen, verordnete er im V. Laterankonzile<sup>1</sup>, fürder dürfe ohne gründliche Prüfung durch die Oberen niemand mehr zur Predigt zugelassen werden. Erzbischof Julius aber schritt gegen jeden neuen Propheten ein, da er in jedem einen neuen Savonarola witterte. So ließ er einen Mönch Theodor verhaften und einkerkern, welcher sich ja auch in seinen Predigten ausdrücklich auf den Frate berief und einen großen Anhang gewonnen hatte.

Delfin, zur Zeit seiner Ergreifung in Florenz anwesend, übersandte seinem Freunde, dem Prior Jakob von Oderzo, den Prozeß Theodors mit einem Begleitschreiben<sup>2</sup>, worin er ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben des seltsamen Mannes entwarf. Danach war Theodor, der Sohn griechischer Eltern, in seiner Jugend eine Zeitlang Novize im Engelkloster gewesen, dann aber zu den Olivetanern von S. Miniato übergetreten, wo er die Gelübde ablegte. Aber auch hier litt es ihn nicht. Er warf die Kutte ab und trieb sich nun, einem ausschweifenden Leben fröndend, in den größeren Städten Italiens umher, diente auch als Soldat eine Zeitlang. Vom Heimweh nach den Fleischtöpfen Ägyptens ergriffen, zog er dann aber das Gewand des hl. Romuald wieder an und fand Aufnahme in der Abtei S. Felix zu Florenz<sup>3</sup>, wo er trotz gänzlicher Unwissenheit das Wort Gottes zu predigen anfang. Allmählich gelang es ihm, fromme Weiblein an sich zu locken, unter dem Vorgeben, er habe mehrmals Erscheinungen des Frate gehabt und verkündige seine Lehre. Schließlich gab er sich für den Engelspapst aus, dessen baldige Ankunft der Frate verheißen hatte, und ließ durch ein von ihm verführtes Mädchen das Gerücht ausstreuen, er sei der künftige Erneuerer der Kirche. Schon hatte sich eine ansehnliche Menge Volkes um ihn als ihren Propheten gesammelt, als er verhaftet und seines üblen Wandels überführt wurde. Er gestand vor dem erzbischöflichen Generalvikare, lediglich aus Herrschsucht und Liebe zur Schlemmerei den Heiligen gespielt zu haben. Zur Strafe wurde er zu zehnjähriger Klosterhaft bei den Olivetanern verurteilt, mußte aber zuvor im Florenzer Dome angesichts einer ungeheuren Menschenmasse ein offenes Bekenntnis seiner Missetaten ablegen.

Theodor war zwar niemals Schüler Savonarolas gewesen<sup>4</sup>, ob- schon er seine Prophezeiungen wiederholte und Erscheinungen von ihm vorgab. Allein gerade der Umstand, daß das Auftreten des nächsten Besten genügte, um das trotz härtester Verfolgung niemals ausgerottete Andenken des Frate zum mächtigen Feuer zu entfachen, führte den Medici die ständige Gefahr, welche ihnen von dieser Seite her immer noch drohte, lebendig vor Augen. Am 2. Februar 1515, zur selben Zeit, als das Verfahren gegen Theodor schwebte, ging daher der florentinische Inquisitor im Auftrage des Erzbischofs auch gegen das Andenken Savonarolas vor und gebot die Auslieferung seiner Reliquien, Schriften und Bildnisse<sup>5</sup>, wäh-

rend der Generalvikar unter Strafe des Kirchenbannes alle eigenmächtige Predigt wie alles Prophezeien verbot<sup>6</sup>. Schon unter Alexander VI. lautete eine Hauptanklage gegen den Frate, er verkünde ein neues, verkehrtes und verderbliches Dogma, womit die Predigt von der Notwendigkeit einer Erneuerung der Kirche nach vorausgegangener schwerer Züchtigung gemeint war. Kaum hatte nun Leo X. den Stuhl Petri bestiegen, so schickte sich der Vikar des Erzbischofs von Florenz samt dem Domkapitel an, diese Lehre als förmliche Ketzerei zu brandmarken und zu verdammen (1514)<sup>7</sup>! Natürlich mangelte es anlässlich der Anwesenheit Leos X. in Florenz 1516 erst recht nicht an Bemühungen, den Papst zu neuer Prüfung, und das hieß unter den obwaltenden Verhältnissen zu strenger Verurteilung der Predigten und Schriften des Frate, zu bewegen, und da diese Bestrebungen damals ihr Ziel nicht erreichten, so gedachte man das Versäumte auf der für das Frühjahr 1517 anberaumten Provinzialsynode nachzuholen. Um ihr die Verdammung zu erleichtern, schrieb Justinian nicht nur selbst viel gegen Savonarola und einige Ketzer<sup>8</sup>, sondern war auch darauf bedacht, den Vätern entsprechende Gutachten angesehener Männer zu unterbreiten. So bat er Delfin um Überlassung seiner Zwiegespräche gegen den Frate, von welchen er sich einen starken Eindruck auf die Synodalteilnehmer versprach. Der General sandte sie ihm mit der Bitte, ja dafür zu sorgen, daß sie nicht verlorengingen oder in die Hände von Piagnonen fielen, die sich leicht daran stoßen könnten<sup>9</sup>. Einen weiteren, seinen Absichten dienstbaren Sachverständigen glaubte Justinian in einem anderen Landsmanne, dem geschätzten Kanonisten G a s p a r r e, gefunden zu haben, welchen er daher ebenfalls um seine schriftliche Äußerung über die Verdammungswürdigkeit der Haltung Savonarolas gegenüber dem Papste wie seines prophetischen Anspruches ersuchte. Zu seinem nicht geringen Erstaunen trat jedoch Gasparre in beiden Fragen offen und rückhaltlos auf die Seite des Frate, mit der Begründung, eine ungültige und als solche öffentlich erwiesene Exkommunikation brauche man der Lehre gefeierter Meister zufolge auch nicht zu fürchten, wie man es niemandem wehren könne, an die Möglichkeit prophetischer Sendung noch in der Gegenwart zu glauben; die Prophetie des Frate selbst aber stehe mit der kirchlichen Lehre sicher in keinerlei Widerspruch<sup>10</sup>.

Aber auch die Brüder von S. Marco selbst erschienen nun auf dem Plane. In der Tat war Gefahr auf Verzug. Führten doch die Gegner nichts Geringeres im Schilde, als die Lehre des Frate zunächst auf der ihnen voraussichtlich willfährigen Synode von Florenz verdammen und hierauf dieses Urteil von dem zugleich tagenden V. Laterankonzile bestätigen zu lassen<sup>11</sup>, so daß dann Savonarola von einer allgemeinen Kirchenversammlung unter Zustimmung des Papstes als Ketzer gebrandmarkt und damit kirchlich unrettbar verworfen war — der furchtbarste Schlag, welcher ihn und seine Jünger überhaupt treffen konnte. Gereizt und erbittert über die unaufhörlichen Angriffe der Gegner, ließen es die Piagnonen an scharfen Antworten nicht fehlen. *Zacharias von Lunigiana*, Mönch in S. Marco, erwiderte auf die Erklärung der florentinischen Domherren, wer für eine Reform der Kirche eintrete, der sei ein Ketzer, mit überlegenem Spotte, es sei doch sonderbar, daß der Glaube an eine kirchliche Erneuerung als Ketzerei zu einer Zeit angeschwärzt werden wolle, da *Julius II.* das lateranische Konzil und der Generalvikar selbst die Provinzialsynode zu keinem anderen Zwecke als zur Reform der Kirche einberufen hätten<sup>12</sup>. Ähnliche Töne schlug *Lorenz Maccianini*<sup>13</sup>, ebenfalls Mönch in S. Marco; weitaus die schneidigste Klinge schwang aber *Lukas Bettini*, der gelehrtesten und begeistertsten einer unter den treuen Söhnen des Frate. 1489 zu Florenz von frateschen Eltern geboren, legte er am 23. Oktober 1506 in S. Marco die feierlichen Gelübde ab<sup>14</sup>, ein Beispiel, welchem vier jüngere leibliche Brüder folgten; eine Schwester war die Gattin des biedereren florentinischen Geschichtschreibers *Jakob Nardi*. Dem Frate, welcher in dem aufgeweckten Knaben unvergeßliche Eindrücke hinterlassen hatte, mit Leib und Seele ergeben, stand Lukas stets in vorderster Reihe, wenn es galt, sein teures Andenken wider gegnerische Verunglimpfung in Schutz zu nehmen oder seine Lehre zu verbreiten. So gab er nicht nur die Predigten über die Psalmen und über Ezechiel heraus<sup>15</sup>, sondern veranstaltete auch eine Sammlung der Aussprüche des Frate über die Erneuerung der Kirche, die unter dem Titel „Orakel von der Erneuerung der Kirche nach der Lehre Savonarolas“<sup>16</sup> 1543 zu Venedig im Drucke erschien, aber schon bald der Liste der verbotenen Bücher verfiel<sup>16a</sup>. Ganz besonders aber ließ es sich Bettini angelegen sein, den gefährlichen

19 Schnitzer, Peter Delfin

Vorwurf der Ketzerei zurückzuschlagen, welcher am Vorabende der Synode von Florenz nachdrücklich wider den Frate erhoben ward, um ihn für immer kirchlich zu ächten. Daher verfaßte er 1516 seine von gründlicher kanonistischer wie scholastischer Gelehrsamkeit zeugende Schrift „Zur Verteidigung des Bruders Hieronymus Savonarola“<sup>17</sup>, worin er nicht nur die Anklage auf Ketzerei siegreich zurückwies, sondern auch dankenswerte Aufschlüsse über die angeblichen Geständnisse des Frate bei den peinlichen Verhören gab. In der Tat zog die dräuende Wetterwolke, welche sich über diesem zusammengeballt hatte, glücklich vorüber. Weder auf der florentinischen Synode noch auf dem Laterankonzile fiel der von den Gegnern so emsig vorbereitete, vernichtende Schlag<sup>18</sup>, — sei es nun, daß sich Justinian durch das warme Gutachten Gasparres, sowie durch die Schriften der Dominikaner eines Besseren hatte belehren lassen, sei es, daß es die Medici selbst angesichts der Drohung der Piagnonen, im Falle eines feindseligen Vorgehens der Synode gegen ihren Meister die peinliche Frage der Rechtmäßigkeit Alexanders VI. aufzurollen, für geraten erachtet hatten, zur Vermeidung aller ärgerlichen Enthüllungen die Savonarolafrage lieber nicht auf die Tagesordnung zu setzen. Dieser unerwartete Erfolg wurde von den Verehrern wie von den Gegnern des Frate nicht zuletzt den Bemühungen Bettinis zugeschrieben, welcher, obschon erst achtundzwanzig Jahre alt, 1518 zum Generalvikare der Kongregation von S. Marco gewählt wurde. Die Wahl stieß jedoch sofort auf entschiedensten Widerspruch gerade in der Kongregation selbst und wurde vom Ordensgenerale Thomas de Vio von Gaëta, dem bekannten Kardinale Cajetan, unter Berufung auf seine Jugend sowie auf Grund einer Bestimmung verworfen, wonach Piagnonen zu wichtigen Ordensämtern überhaupt nicht zugelassen werden durften<sup>19</sup>. So kannte denn auch Bettini keine Rücksicht mehr und schnellte in einer Nachschrift zu seiner Apologie des Frate den spitzigsten Pfeil wider die Gegner ab, indem er den Schleier von den gräßlichen Vorgängen beim Ende des Borjapapstes lüftete.

Nicht erst für die Protestanten, sondern schon für zeitgenössische Katholiken, soweit sie nicht allen kirchlichen Glauben eingebüßt hatten, bedeutete das Papsttum eines solchen Scheusals ein „mysterium iniquitatis“, welches sie sich nur als eine von Gott

zugelassene teuflische Heimsuchung zu erklären vermochten. Man konnte es sich nicht anders denken, als daß der Satan selbst unmittelbar seine Hand im Spiele gehabt haben müsse, wenn ein Borja den Stuhl Petri bestieg, und man nahm an, dieser habe einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen und ihm als Preis für seine Papstwahl seine Seele verschrieben. Schon bei Lebzeiten Alexanders VI. müssen solche Gerüchte im Umlaufe gewesen sein, sonst hätte nicht schon wenige Wochen nach seinem Tode vollsten Ernstes erzählt werden können, er habe in seiner letzten Krankheit Dinge gesprochen, als rede er irre, obschon er bei vollem Bewußtsein war. Seine Worte aber seien gewesen: „Ich komme, es ist richtig so, warte nur noch ein wenig“, — eine Äußerung, welche sich auf einen Vertrag Borjas mit dem Teufel bezogen habe, wonach ihm ein zwölfjähriges Papsttum mit einem Zuschusse von vier Tagen versprochen war<sup>20</sup>. Es wurde ferner versichert, sieben Teufel hätten sich im Augenblicke seines Verschwindens an seinem Lager herumgetrieben<sup>21</sup>; der Teufel sei als Affe aus dem Gemache gesprungen, ein Kardinal habe ihn fangen wollen, aber der Papst habe es ihm mit den Worten verwehrt: „Laß ihn, laß ihn, es ist der Teufel!“ In der folgenden Nacht aber sei er erkrankt und gestorben<sup>22</sup>. Man wollte auch wissen<sup>23</sup>, der Dämon sei in Gestalt eines Abtes erschienen, um ihn zu holen, „denn er sei sein“; und dann, während er als Leiche in S. Peter lag, sei ein schrecklicher schwarzer Hund in der Kirche herumgelaufen, so daß sich die dort hausenden Einsiedlerinnen (Murate) nicht mehr aufzuhalten vermochten<sup>24</sup>. Andere hinwiederum glaubten<sup>25</sup>, der Papst sei vom Teufel nach Ablauf der ausbedungenen Zeit erdrosselt worden. Die Teufelslegende vom *F a u s t* und *D o n J u a n*, welche sich augenblicklich an den Tod Alexanders ansetzte, drückte das Urteil der Zeitgenossen über das unheimliche Wesen des Borja und das Dämonisch-Teuflische an ihm in der Sprache jener Tage anschaulich aus<sup>26</sup>. Solcher Beliebtheit erfreute sie sich unter dem Volke, so lebhaft beschäftigte sie seine Einbildungskraft, daß Lukas Bettini sie in seinem Nachtrage zu seiner Verteidigungsschrift in vier verschiedenen Fassungen vorzulegen vermochte<sup>27</sup>. „Das hätte“, bemerkt er, „auf der florentinischen Synode zur Zeit Leos X. vorgebracht werden sollen“<sup>28</sup>; da aber die Gegner, von Furcht gelähmt, ihr Vorhaben — den Frate als Ketzer zu verdammen — aufgaben, so brauchte man auch nicht mehr darauf zurückzukommen<sup>29</sup>.

Und nun erzählt er, wie der Borja sein Papsttum ja doch nur dem Pakte mit dem Teufel zu danken hatte, von welchem er freilich bei den Abmachungen über die Dauer seiner Herrschaft überlistet worden sei. In der ersten Erzählung bietet der Teufel elf Jahre an; Borja verlangt achtzehn, der Teufel gibt scheinbar nach, läßt ihm aber nicht achtzehn Jahre Zeit, wie dieser erwartet, sondern nur achtzehn Tage über elf Jahre hinaus, wie denn der Papst elf Jahre regierte und am 18. August starb. Die zweite Erzählung gibt auch den Ort der Verhandlungen an, die am Hochaltare von St. Maria Maggiore vor sich gehen und von zwei Dämonen geführt werden; der in einem Winkel versteckte Meßner ist ihr Zeuge. Borja schwört auf Verlangen der Dämonen den Glauben ab, wofür ihm diese zehn Jahre Papsttum verheißen. Borja verlangt zwölf, die Dämonen gewähren ihm elf „et un di poi“. Borja ist zufrieden, er wähnt, erhalten zu haben, was er wollte, elf Jahre und eines dazu. Die Dämonen aber meinen trügerisch nur elf Jahre und einen Tag dazu, was dem Umstande entspricht, daß Alexander VI., am 11. August 1492 gewählt, am 12. August 1503, also genau nach elf Jahren und einem Tage, in die tödliche Krankheit verfiel. In der dritten Erzählung erscheint der Dämon in bischöflicher Gestalt mit einem langen Zahne<sup>30</sup>, um sich mit dem Borja zu besprechen. Dieser wird daraufhin simonistisch gewählt und verübt in seinem Papsttume unzählige Schandtaten. Gelegentlich einer Prozession aber erscheint ein Pilger mit hübschem Gesichte und schönen Haaren und ruft mit lauter Stimme: „Papst Alexander, tue Buße, sonst wehe dir!“ Der Papst will ihn ergreifen lassen, der Fremde ist den Blicken jedoch bereits verschwunden. Da sich dieser Vorfall öfter wiederholt, so zieht der Papst seine Schuhe aus<sup>31</sup>; aber während er die Messe feiert, taucht der Pilgrim neuerdings auf, und nun beschließt er, sich der Dirnen fortan zu enthalten<sup>32</sup>.

Diese Erzählungen Bettinis sind schon seltsam genug; aber die schrecklichste ist die vierte. Der Papst feierte ihr zufolge den Jahrestag seiner Erhebung, Rom erstrahlte im Glanze festlicher Lampen, blitzend erdröhnten die ehernen Geschütze. Der Papst begab sich in die Engelsburg, um alles besser zu sehen. Da er seine Nachtmütze vergessen hatte, so beauftragte er einen seiner Kämmerer, sie zu holen. Wie nun dieser das päpstliche Gemach betrat, fand er darin Lichter angezündet und sah, wie jemand im päpstlichen Gewande auf dem Throne saß. Er erschrak heftig, der

Unbekannte aber sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, sondern gehe zum Papste Alexander und sage ihm, er möge zu mir kommen.“ Der Kämmerer tat, wie ihm befohlen war, und flüsterte dem Papste alles ins Ohr. Da verfärbte sich der Papst vor Entsetzen, ging nicht weiter ins Kastell, sondern schickte den Kämmerer um seinen Kaplan und ließ sich heimlich den Leib Christi bringen, welchen er in einer Kapsel an seinem Busen barg, und so kam er zum Dämon. „Deine Zeit ist um“, sprach dieser. Darauf der Papst: „Du versprachst, meinen Sohn zum Könige von Tuszien zu machen.“ Und so versank er in tiefe Traurigkeit und Betrübniß. Um ihn aufzurichten, beschloß sein Sohn, der Brudermörder Valentin<sup>32</sup>, ein Gastmahl zu veranstalten, und da er wußte, daß die beiden (geladenen) Kardinäle schwerreich waren, so ordnete er an, daß ihnen Gift im Weine gereicht werde. Da nun der hiermit betraute Diener anderswohin abberufen wurde, der andere Aufwärter aber nicht wußte, welches Gefäß das Gift enthalte, so geschah es, daß er allen aus dem vergifteten Gefäße einschenkte, und so genossen alle das Gift samt dem Papste und Valentin, nach dem Ausspruche des Propheten Habakuk (2, 16 f.): „Trinke auch du und schlafe ein; die Rechte des Herrn reicht dir den Kelch von allen Seiten, und Schandgespei wird auf deine Herrlichkeit folgen.“ Sobald Valentin dies sah, schlüpfte er in eine ausgeweidete Maul- eselin und kam so mit dem Leben davon. Der Papst aber, weil er ein Greis war, konnte nicht davonkommen, sondern in der Mitte zweier Dirnen, deren Brüste er mit den Händen ergriffen hatte, so daß sie vor Schmerz schrien, ist er wie ein Frosch gestorben. So berichtete Herr Anton von Vetralla, der damals in Rom als Abgeordneter seiner Vaterstadt weilte. Zur Zeit Julius' II. aber, als dieser den ehemals von Alexander bewohnten Raum umbauen ließ, kam, der Meldungen einiger Skopetinerbrüder gemäß<sup>33</sup>, eine Kapsel mit einem Idole zum Vorschein. Als Julius dies erfuhr, beschloß er, Alexander VI. ausgraben und durch die Stadt nach dem Schindanger schleifen zu lassen. Die Prälaten widersetzten sich dem aber mit der Erklärung, dies würde dem Klerus zur Schande gereichen. Daraus erhellt also, daß er (Alexander VI.), weil nicht getauft, auch nicht Papst, noch zum Papsttume befähigt, noch Christ war oder einen Glauben hatte, weshalb der Mann Gottes kein Schismatiker war, wenn er die Herrscher der Christenheit zur Berufung eines Konzils aufforderte<sup>34</sup>.

Diese vierte merkwürdige Erzählung unterscheidet sich von den drei anderen vor allem schon durch die Verschmelzung der Vertragslegende mit dem Vergiftungsberichte — eine Verbindung, die freilich locker genug ist und deutlich erkennen läßt, daß ihre beiden Vorlagen ursprünglich selbständig und unabhängig voneinander bestanden und erst nachträglich, wohl von Bettini selbst, miteinander verkoppelt wurden. Aber auch schon der erste Teil weicht von den vorausgegangenen drei Vertragslegenden wesentlich insoferne ab, als er nicht gleich ihnen den Abschluß, sondern den Ablauf des Teufelspaktes schildert, den furchtbaren Augenblick, da der Dämon seine Rechte fordert und den Papst holen will. Pünktlich erscheint er, denn „der Tag der Erhebung“ (dies suae creationis) kann nur der Jahrestag seiner Wahl sein, der 11. August, der im Jahre 1503 von Alexander VI. freilich in recht gedrückter Stimmung begangen wurde<sup>35</sup>. Während er nun aber im Abglanze der ihm zu Ehren entzündeten Freudenfeuer schimmert, umfließt helles Licht auch sein dämonisches Gegenbild. Schon streckt es die Krallen nach ihm aus und befiehlt dem entsetzten Kämmerer die Herbeirufung des Papstes. Zitternd rüstet sich dieser zu dem schweren Gange mit dem Leibe des Herrn, welchen er in einer Kapsel oder Büchse im Busen verbirgt. Diese Züge sind nun aber, so sonderbar sie uns anmuten, keineswegs nur Erzeugnisse einer lebhaften Einbildungskraft Bettinis oder der Piagnonen. Wir kennen den Kämmerer, welcher im Auftrage des Papstes sein Gemach betrat, um etwas zu holen, und dabei den Dämon im päpstlichen Gewand erblickte — es ist kein Geringerer als Johann Peter Carafa, der Neffe des Kardinals Olivier Carafa und spätere Papst Paul IV. Seine Biographen melden nämlich<sup>36</sup>, er sei als junger Mann von seinem Onkel an den Hof Alexanders VI. gebracht, von diesem unter seine Kämmerer aufgenommen und mit Pfründen reichlich versorgt worden. Nun habe aber Alexander die Gewohnheit gehabt, das hl. Sakrament stets in einer goldenen Kugel als eine Art Amulett oder Talisman bei sich zu tragen, und da er es bei dem Gastmahle, welchem er um die Mitte August 1503 in den Gärten des reichen Kardinals Hadrian von Corneto anwohnte, vergessen hatte, so habe er es durch seinen Kämmerer Carafa in seinem Gemache holen lassen. Kaum hatte dieser das Zimmer betreten, da sei er von dem strahlenden Lichte geblendet worden, welches

vom hl. Sakramente in der Goldkugel ausging, zugleich aber habe er den Papst, welchen er soeben noch frisch und munter verlassen hatte, tot auf dem Boden hingestreckt gesehen, rings um ihn die Kardinäle in Beratung über die Wahl eines Nachfolgers. Carafa sei nun in Ohnmacht gefallen und aus ihr erst wieder erwacht, als man den Papst, dem beim Gastmahl ein Unglück zugestoßen sei, sterbend heimgeschleppt habe; bald darauf sei er denn auch wirklich gestorben.

Wie sehr nun auch die Darstellungen Bettinis und der Biographen Carafas voneinander abweichen, und wie stark sie bereits von legendären Zügen durchsetzt sind, so liegt ihnen doch als fester geschichtlicher Kern die Voraussetzung zugrunde, daß der Papst am Bankette bei Hadrian teilnahm, nach dem hl. Sakramente schickte, gleichwohl einen schweren „Unfall“ erlitt und sofort in tödliche Krankheit verfiel. Den Biographen liegt die Sache mit dem Festmahle augenscheinlich schwer im Magen, am liebsten sprächen sie überhaupt nicht davon, wie sie denn von einer Vergiftung schon nichts mehr wissen wollen und euphemistisch von einem „Unglück“, einer „strana disgrazia“, reden, die den Papst ereilt habe. Nur das Verflochtensein ihres Helden Carafa in das traurige Endgeschick Alexanders VI. löst ihnen die Zunge und entlockt ihnen Geständnisse, welche um so wertvoller sind, je widerwilliger sie abgegeben wurden, und an der vollen Geschichtlichkeit der so oft und zäh bestrittenen Giftkatastrophe keinen Zweifel mehr lassen. Daß Alexander VI. das hl. Sakrament als zauberisches Abwehrmittel wider den Dämon benützte, war auch in Perugia<sup>37</sup> bekannt, wo man überdies wußte, daß er, um ja sicher zu gehen, die Zauberkraft des Leibes Christi mit der magischen Gewalt heiliger Reliquien verband<sup>38</sup>. Ganz aus dem Leben ist die dem Papste von Bettini in den Mund gelegte vorwurfsvolle Klage gegriffen, der Dämon habe dem Herzoge Valentin die versprochene Königskrone von Tuszien nicht verschafft; war ja doch bekannt, daß Alexander keinen heißeren Wunsch hegte, als die Errichtung eines mittelitalienischen Königsthrones für Cesare, dessen kühnste Träume sich in derselben Richtung bewegten<sup>39</sup>. Aus keinem anderen Grunde hatte er ja seinen Bruder, den Herzog von Gandia, auf die Seite geräumt, als weil er in diesem das auf gewöhnlichem Wege unübersteigliche Hindernis seiner Rückkehr in den Laienstand und seines Eintrittes in die

militärische Laufbahn erblickte. Schon nach dem Tode seines Bruders Peter Luis, 1488, des ältesten unter den Söhnen Roderich Borjas, hatte es Cesare als eine ihn aufs tiefste verletzende Zurücksetzung empfunden, daß nun nicht er, der nach dem Verstorbenen älteste Sohn, sondern der jüngere Johann<sup>40</sup>, der aber das getreue Ebenbild und der erklärte Liebling des Vaters war, nach dessen Willen zum Erben von Peter Luis bestellt und mit dem Herzogtume Gandia ausgestattet wurde. Schon damals trug er sich mit dem Gedanken, seinen jüngeren Bruder Johann zu töten, um das Herzogtum Gandia zu erhalten<sup>41</sup>. Mit Händen und Füßen wehrte er sich damals gegen das ihm von seinem Vater gewaltsam aufgezwungene geistliche Gewand, ebenso widerwillig empfing er, nach Erhebung seines Vaters zum Papste Kardinal geworden, die höhere Weihe<sup>42</sup>. Der rote Hut bildete für Cesare, der mit Leib und Seele Soldat war, keinen Ersatz für die Eroberungen, welche er mit dem Degen in der Faust zu machen gedachte; als Kardinal im zahlreichen Trosse der Prälaten der Kurie unbeachtet zu verschwinden, hatte für ihn wenig Verlockendes<sup>43</sup>. Cesares Wut stieg aufs höchste, als sein jüngerer Bruder im Mai 1497 trotz seiner im Kriege gegen die Orsini bewiesenen vollständigen militärischen Unfähigkeit zum Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen ernannt und am 7. Juni mit dem Herzogtume Benevent belehnt wurde<sup>44</sup>; daß am 9. Juni er selbst zum Legaten für die Krönungsfeier des neuen Königs Friedrich von Neapel ausersehen wurde, konnte er als befriedigenden Ausgleich entfernt nicht erachten. Damals wohl war es, daß Cesare die Ausführung des finsternen Planes beschloß, mit welchem er so lange schon umging; und damals war es wohl auch, daß er den noch erhaltenen Prachtdegen anfertigen und mit der verräterischen Inschrift versehen ließ: „Cum Numine Caesaris Omen. Alea Iacta Esto<sup>45</sup>.“ Deutlich genug gaben diese Worte von den furchtbaren Stürmen Kenntnis, welche in jenen Tagen in seiner Seele tobten und erst durch den endgültigen Entschluß zur entsetzlichen Tat beigelegt wurden. Und deutlich genug sprach auch der Wahlspruch, welchen er fürderhin führte, und von welchem noch zu der Zeit, als Luther in Rom war (1511), die Rede ging: „Aut Caesar, aut nihil<sup>46</sup>.“ In seinem Namen

schaute er sein Geschick; wollte er Cäsar nicht nur heißen, sondern auch sein, so war ein Mann zuviel auf der Welt und mußte verschwinden; es fiel in Rom sofort auf, daß die Oktav der Belehnung des Herzogs von Gandia mit Benevent sein Todestag war<sup>44c</sup>. Als er dann zwei Tage nachher mit durchschnittener Kehle und neun schweren Wunden aus dem Tiber gefischt wurde<sup>44d</sup>, wagte man an das Schrecklichste, an einen Brudermord, nicht gleich zu denken. Cesare hatte sich bisher noch nicht unangenehm auffällig gemacht und noch keine öffentliche Probe von der Schrankenlosigkeit seiner angeborenen Verbrechernatur gegeben; so erkannte man seinen Stil nicht sofort<sup>44e</sup>, sondern hatte zunächst andere im Verdacht, wie die Sforza und die Orsini. Der Papst, vor Schmerz außer sich, fahndete mit fieberhaftem Eifer nach dem Mörder; daß nur eine sehr hohe Persönlichkeit mit Verstand und Verwegenheit in Betracht kommen könne, war ohne weiteres klar<sup>44f</sup>. Sehr bald stellte er jedoch seine Nachforschungen vollständig ein; eine furchtbare Ahnung stieg in ihm auf, er kannte den unbändigen Zorn und die maßlose Eifersucht Cesares auf seinen jüngeren, von ihm, dem Papste, bisher so auffällig bevorzugten Bruder. „Ich weiß wohl, wer ihn ermordet hat“, rief er aus<sup>44g</sup>. Er dachte nun eine Zeitlang daran, an Stelle Cesares, der sich seit dem Morde in seinem Palaste im Borgo St. Angelo einschloß, einen anderen Kardinal zur Krönung nach Neapel zu senden, tat es dann aber doch nicht, wohl um kein unnötiges Aufsehen zu erregen<sup>44h</sup>. Als dann Cesare, von seiner Legation nach Rom zurückgekehrt, anfangs September das erstemal seit dem Tode des Herzogs von Gandia vor seinem Vater stand, fiel das eisige Benehmen auf, welches dieser gegen ihn an den Tag legte<sup>44i</sup>. So maßlos aber des Papstes Schmerz über den Verlust seines Lieblingssohnes gewesen war, so rasch erlosch er; bald hatte Alexander seine Zähnen getrocknet und sich mit den Tatsachen abgefunden. Schon im August 1497, also wenige Wochen nach der Katastrophe des Herzogs von Gandia, hieß es in Rom, Cesare, welcher damals in Unteritalien weilte, wolle die Kardinalswürde ablegen und — trotz seiner Subdiakonatsweihe — heiraten, eine Nachricht, die nur vom Papste selbst ausgehen konnte<sup>44k</sup>. Schon damals galt Cesare in eingeweihten römischen Kreisen als Brudermörder, welcher die Tat aus Ehrgeiz und in der Begierde verübt habe, das Herzogtum Gandia an sich zu bringen, das, wie er

behauptete<sup>44</sup>, eigentlich ihm gehört hätte; mindestens aber hätte ihm das Herzogtum Benevent gebührt, da er der ältere Bruder sei. Und schon damals wußte man in Spanien<sup>45</sup>, Neid und Eifersucht seien es gewesen, welche dem Kardinale den Mordstahl in die Hand drückten; der Papst aber habe sich bloßgestellt, indem er so wenig Selbstbeherrschung verriet, daß er seinen Tränen und Klagen um den Getöteten freien Lauf ließ. Nunmehr beabsichtige er, den Cesare an die Stelle des Ermordeten zu setzen, und habe sich in dieser Angelegenheit auch schon an die spanischen Majestäten gewendet, welche aber ein Konzil gegen ihn versammeln würden, wenn er so Abscheuliches wagte. Als dann Cesare am 17. August 1498 den roten Hut wirklich abgelegt und sich bald darauf mit einer französischen Prinzessin verheiratet hatte<sup>46</sup>, da fiel es dem Blindesten wie Schuppen von den Augen. Man erkannte nunmehr den Sinn der anfangs so rätselhaften Mordtat, man sah, wer allein größten Vorteil aus ihr zog, und man sagte sich mit den alten Römern: „Is fecit, cui prodest“<sup>47</sup>. Schon am 22. Februar 1498 hatte der ferraresische Gesandte G. A. Pigna aus Venedig seinem Herrn gemeldet, daß man den Cesare als den Mörder seines Bruders bezeichne; dieselbe Beschuldigung wurde von dem venezianischen Gesandten Paul Cappello nach seiner Rückkehr aus Rom im Berichte vom 28. September 1500 sowie in dem scharfen Briefe eines Unbekannten an Silvio Savelli vom November 1501 wiederholt<sup>48</sup>. Man hätte meinen sollen, die Borja hätten Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um eine solche ungeheuerliche Anklage, wenn sie grundlos erhoben wurde, aufs kräftigste zurückzuweisen; sie hüteten sich wohlweislich, dies zu tun, und sie wußten, warum. Der Doge Loredan beschwerte sich im Dezember 1503 sogar in offener Ratssitzung dem spanischen Botschafter gegenüber, Cesare habe viel Böses verbrochen, namentlich aber seinen Bruder überfallen und abgeschlachtet<sup>49</sup>. Nachgerade trugen nicht einmal römische Schriftsteller ein Bedenken, den Papstsohn als Brudermörder zu brandmarken. „Nachdem man“, schrieb sogar ein Kuriale, der sehr gut unterrichtete päpstliche Sekretär Sigismund de' Conti († 1512), „lange im unklaren darüber gewesen war, von wem der Herzog von Gandia ermordet wurde, stellte sich heraus (compertum fuit), der Valentin habe es getan, weil der Herzog dem Vater, welchem er in den Augen und in

allen Gesichtszügen glich, lieber und werter war<sup>48b</sup>.“ „Allgemein“, meldet ein anderer gleichzeitiger römischer Berichterstatter<sup>48c</sup>, „kannte man den Namen des Mörders, wenn man es auch nicht für ratsam hielt, ihn auszusprechen.“ Beschworene Augenzeugen wird man für eine nach sorgfältiger Vorbereitung im verschwiegenen Dunkel der Nacht verübte Mordtat vernünftigerweise nicht verlangen; auch ohne solche darf man es mit Rücksicht auf die näheren Umstände als moralisch gewiß erachten, daß Cesare der Mörder seines Bruders war<sup>48d</sup>, wie denn auch Lucas Bettini hier- von als von einer offenkundigen Tatsache spricht.

Mit der Vergiftungsgeschichte berühren wir den zweiten Bestandteil der Erzählung Bettinis; wir lassen sie einstweilen auf sich beruhen, sie wird uns später näher beschäftigen. Fassen wir zunächst nur die wichtigsten der von ihm angeführten Nebenumstände ins Auge, so findet seine Angabe, der Papst und sein Sohn seien nach dem Genusse des vergifteten Weines sofort aufs allerschwerste erkrankt und wie tot in den Vatikan getragen worden, ihre Stütze nicht nur in den Biographien Carafas, sondern auch in Guicciardini<sup>49</sup>; ihr liegt wohl der Umstand zugrunde, daß sie nach dem verhängnisvollen Tranke in tiefe Ohnmacht verfielen, was keineswegs ausschließt, daß Alexander dem Zeugnisse anderer Berichterstatter zufolge erst nach mehrtägiger Krankheit erlag, wie ja übrigens auch Bettini selbst annimmt. Seine Versicherung, Cesare habe seine Rettung außer seiner jugendlichen Lebenskraft dem Heilmittel einer frisch geschlachteten Mauleselin verdankt, in deren Haut er sich einwickelte, wird durch andere gleichzeitige Nachrichten bestätigt<sup>50</sup>; das drastische Mittel sollte wohl zum Schutze gegen den bei solchen Zuständen gerne auftretenden Schüttelfrost dienen. Für die gräßliche Szene mit dem sterbenden Papste inmitten der schreienden Dirnen beruft sich Bettini auf einen gewissen Anton von Vetralla, welcher damals als Vertreter (Geisel?) seiner Heimat Veralla<sup>51</sup>, eines orsinischen Besitztumes, am päpstlichen Hofe weilte. Der zunächst unverständliche Ausdruck, Alexander sei gestorben „wie ein Frosch“, *velut rana*, beruht wohl auf dem weitverbreiteten Volksglauben, die Froschmännchen oblägen der Begattung mit solcher Brunst, daß sie hierbei nicht selten ihr Leben einbüßten<sup>52</sup>, will also andeuten, der Papst sei bei Ausübung des geschlechtlichen Verkehrs gestorben. Gegen diesen Bericht erhoben sich

jedoch sofort die schwersten Bedenken. Schon die Ungeheuerlichkeit seines Inhaltes empört uns. Nicht als ob sie allein schon genügte, ihn von vorneherein ohne weiteres abzulehnen; sind wir doch durch die Geschichte des Borja längst darauf gefaßt, in geschlechtlichen Dingen bei ihm nicht leicht etwas für unmöglich zu halten. In der Tat ist es bei Alexanders hemmungsloser Leidenschaftlichkeit keineswegs ausgeschlossen, daß er, ohnehin stets von einem Harem schöner Mädchen umgeben, deren Gesellschaft ihm nachgerade zum unentbehrlichen Bedürfnisse und zur zweiten Natur geworden war<sup>53</sup>, in ihrer Umarmung Vergessen gegen die in seinen vergifteten Eingeweiden wühlenden Schmerzen suchte und sich, als fände er hier eine Zuflucht vor dem heranschleichenden Tode, wie rasend unter die Weiber verkroch und sich in ihre Brüste verkrallte, so daß sie brüllten aus Schmerz und vielleicht auch aus Grauen vor den verzerrten Zügen des Sterbenden. Wie kann aber der Papst in den Armen der Mädchen gestorben sein, wenn er doch der Erzählung seines Zeremonienmeisters zufolge<sup>53a</sup> an seinem Sterbetege vom frühen Morgen an bis zum Augenblicke seines Verschidens um die Vesperstunde (18. August 1503) ununterbrochen von Prälaten und Höflingen umgeben war? Wie kann diesem Zeugnisse Burchards gegenüber, welches überdies durch die noch am Sterbetege selbst ausgefertigten Berichte der Gesandten von Venedig, Ferrara und Mantua sowie durch den späteren des Geschäftsträgers des Kaisers bestätigt wird, die vereinzelte Aussage Bettinis bestehen? Wie kann überhaupt die Angabe eines feurigen Piagnonen zu Lasten des Borja ins Gewicht fallen?

Allein so kritisch wir der Erzählung Bettinis gegenüberstehen mögen, so dürfen wir sie doch auch nicht zu leicht nehmen. Denn einerseits beruht die Nachricht über die letzten Stunden Alexanders, mag sie gleich durch Burchard und die Gesandten bezeugt sein, doch nicht auf ihrer eigenen persönlichen Wahrnehmung; k e i n e r von den Gesandten war beim Tode des Papstes zugegen, keiner drang während der ganzen Zeit der Krankheit des Papstes auch nur bis an sein Lager vor, immer wieder jammern sie in ihren Depeschen, daß sie den Vatikan verschlossen fänden und sich mit den kümmerlichen, dazu mitunter noch handgreiflich unwahren Bescheiden zufrieden geben müßten, welche man ihnen zugehen zu lassen für gut fand<sup>53b</sup>. Nicht einmal Burchard bildete

hier eine Ausnahme; auch er wollte nicht im Sterbezimmer, als Alexander verschied, sondern wurde, wie er selbst schreibt<sup>53c</sup>, erst mehrere Stunden nach dem Verscheiden zum Leichendienste berufen. Somit gehen die Berichte der Gesandten und Burchards letzthin auf eine gemeinsame Quelle zurück, aus welcher sie alle gespeist wurden; sie bilden daher auch zusammen nur mehr ein einziges Zeugnis, welchem das Bettinis entgegensteht. Anderseits mag man dem Dominikaner Bettini wohl vorwerfen, er sei in seiner Feindseligkeit gegen den Borja darauf bedacht, ihm ein möglichst übles Ende nachzusagen; man wird aber nicht zu bestreiten vermögen, daß auch die Borjaleute, von welchen Burchard und die Gesandten ihre Aufschlüsse bezogen, allen Grund hatten, den Papst um so erbaulicher sterben zu lassen, je unerbaulicher er gelebt hatte, und am erbaulichsten gerade dann, wenn es mit seinem Ende etwa gar eine besondere Bewandnis hatte. Daß man schon früh darauf ausging, die Kunde von einem möglichst frommen Tode Alexanders auszusprengen, das lehrt das Beispiel des Bischofs Celadoni von Gallipoli, welcher in seiner Ansprache an die Kardinäle bei ihrem Eintritte ins Konklave am 16. September 1503 bereits zu melden wußte, der Papst habe die heilige Wegzehrung dem Vernehmen nach mit reuiger, schmerz erfüllter Seele unter Tränen empfangen<sup>53d</sup>, wovon Burchard und die Gesandten noch nichts wissen. Demnach steht es doch keineswegs so, als wälte zwar auf seiten des Dominikaners unverkennbare Parteilichkeit, auf der Gegenseite aber lautere Vorurteilslosigkeit und Unbefangenheit, sondern keiner der beiden Teile war ganz sine ira et studio. Auch der Einwand ist nicht stichhaltig, Bettinis Aussage könne sich mit den gegnerischen schon aus dem Grunde nicht messen, weil diese den fraglichen Ereignissen völlig gleichzeitig seien, während er erst viel später schrieb. Denn mochte seine Angabe immerhin erst später aufgezeichnet worden sein, so floß sie doch aus dem Munde eines Mannes, welcher den Ereignissen ebenso persönlich als Zeuge anwohnte wie die Gewährsleute der Gesandten. Über die Persönlichkeit dieses Anton von Veralla wissen wir freilich nichts Näheres; ebensowenig kennen wir aber die Hintermänner Burchards und der Gesandten, wir vermögen uns also kein Urteil darüber zu bilden, ob und inwieweit sie als glaubwürdig gelten dürfen.

Aus all dem ergibt sich, daß in Sachen des Todes Alexanders — von der Vergiftung vorerst noch ganz abgesehen — Aussage gegen Aussage steht, und daß sich Bedenken gegen jede erheben lassen. Gewiß wird man geneigt sein, den beruhigenderen Angaben Burchards und der Gesandten den Vorzug vor der aufregenden Mitteilung Bettinis einzuräumen. Aber für vollständig aus der Luft gegriffen wird man doch auch die Erzählung des Dominikaners trotz oder vielmehr gerade ob ihrer Ungeheuerlichkeit nicht halten können; welche Phantasie wäre denn auch imstande, so Grauenhaftes zu ersinnen! So könnte es immerhin sein, daß sich der Bericht Bettinis bzw. seines vatikanischen Gewährsmannes Anton von Veralla auf einen dem Sterbetage des Papstes vorausgehenden Zeitpunkt seiner letzten Krankheit bezieht und die Äußerung, er sei gestorben wie ein Frosch, in dem weiteren Sinn gemeint ist, er habe noch auf dem Sterbelager, im Angesichte des Todes, seiner Leidenschaft gefrönt und sei den Dirnen beinahe in den Armen geblieben. Geschah es wirklich, so konnte es nur durch einen unbeteiligten Laien wie Anton von Veralla in die Außenwelt dringen; die Kurialen mußten in jedem Falle den Schein wahren und den peinlichen Vorfall sorgfältigst vertuschen, von dem Bestreben geleitet, von welchem sich ja auch die Prälaten unter Julius II. beherrschen ließen, möglichst alles zu verschweigen, „was dem Klerus zur Schande gereichen würde“.

Dahingestellt muß ferner auch bleiben, was an der Meldung Bettinis ist, Julius II. habe dem Borja das schauerliche Schicksal des Papstes Formosus bereiten und seinen Leichnam durch die Straßen der Ewigen Stadt zum Schindanger schleifen lassen wollen. Sicher ist immerhin, daß Julius seinen Vorgänger verabscheute und haßte<sup>54</sup>. Paris de Grassis, Burchards Nachfolger als päpstlicher Zeremonienmeister, berichtet als Augen- und Ohrenzeuge<sup>55</sup>, Julius habe vom 26. November 1507 an die oberen vatikanischen Gemächer bezogen und die Borjazimmer, worin sich ein Freskobild Alexanders befand, mit der Erklärung verlassen, er habe es satt, die Gestalt seines Vorgängers, seines Feindes, welchen er einen Marranen und beschnittenen Juden nannte, immer vor Augen zu haben. Als Paris mit einigen Höflingen darüber lachte, nahm es ihm der Papst beinahe übel, daß er seiner Versicherung, Alexander sei beschnitten gewesen,

nicht glaube. Den Vorschlag des Zeremonienmeisters, jenes Bild samt allen Wappen der Borja zu zerstören, lehnte Julius zwar als unziemlich ab, beharrte aber auf seiner Weigerung, Räume zu bewohnen, welche ihn beständig an jenen Erzbösewicht und Verbrecher erinnerten<sup>56</sup>. Wohl möglich, daß Julius in einer Aufwallung heftigen Zornes den ihm von Bettini zugeschriebenen Befehl gab; doch war an seine Ausführung im Ernste gar nicht zu denken, schon im Hinblick auf die spanischen Kardinäle, auf welche er Rücksicht nehmen mußte und nahm<sup>57</sup>.

Wenn nun die römischen Prälaten der Angabe Bettinis gemäß eine Verunehrung der Leiche Alexanders VI. nicht zuließen, weil dies „dem Klerus zur Schande gereicht hätte“, so mochten die Ordensoberen in der rücksichtslosen Art, mit welcher Bettini selbst vom Ende Borjas und seinen Greueln zu reden wagte, erst recht eine Verunehrung des Hl. Stuhles erblicken. So kam es vielleicht, daß sie, die ihm schon um seiner allzu kräftigen Verteidigung Savonarolas willen die Bestätigung seiner Wahl zum Generalvikare von S. Marco versagt hatten, nunmehr wegen seiner Aufzeichnungen über den Borja, sobald sie hiervon erfuhren, die schwerste Strafe über ihn verhängten, indem sie ihn aus der Kongregation ausstießen (1526)<sup>58</sup>, auf daß nicht etwa diese unter dem Zorne der Spanier zu leiden habe. Bettini starb im schönsten Mannesalter am 22. Juli 1527, nachdem er gerade noch die Eroberung und Plünderung der Ewigen Stadt durch das kaiserliche Heer, und das hieß für ihn die Erfüllung der Prophetie seines Meisters von der Züchtigung Roms, erlebt hatte.

#### B. SERAFIN RAZZI.

Schonungsloser sogar noch als Lukas Bettini ging mit Alexander VI. ein anderer Mönch von S. Marco ins Gericht, Serafin Razzi aus Florenz<sup>1</sup>. 1531 geboren, empfing er 1549 aus der Hand des Priors von S. Marco Matthäus Strozzi, eines Sprossen der berühmten Familie und unmittelbaren Schülers Savonarolas, das Gewand des hl. Dominikus. Den Idealen des Frate von Anfang an mit ganzer Seele zugeschworen, wirkte er zeitlebens Schulter an Schulter mit allen, welche in ihnen das

Heil des Ordens und der Kirche erblickten. Vielseitig begabt und mit seltener Gelehrsamkeit ausgerüstet, entfaltete er eine außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit, die sich auf das Gebiet der aristotelischen Philosophie, der dogmatischen, moral-kasuistischen, exegetischen und homiletischen Theologie erstreckte<sup>2</sup>. Er dichtete religiöse Gesänge, welche er mit eigenen Melodien versah, und beschäftigte sich auch mit der Mystik T a u l e r s, dessen Leben und Lehre er seinen Freunden und Freundinnen in italienischer Übersetzung erschloß<sup>3</sup>. Schon 1590 hatte er ein Werk über das Leben und Sterben Savonarolas in drei Büchern verfaßt<sup>4</sup>, welches er 1599 dem einer florentinischen Piagnonenfamilie entstammten Papste C l e m e n s VIII. in der Hoffnung übersandte, dieser werde es in den Druck geben und vielleicht auch eine Neuauflage der Predigten und Schriften des Ferraresen veranlassen<sup>5</sup>. Diese Hoffnung erfüllte sich zwar so wenig wie der längst gehegte Herzenswunsch aller Piagnonen, Savonarola möge der Ehre der Altäre gewürdigt werden. Der Papst scheute einerseits den Widerspruch der Jesuiten, welchen die Predigt des großen Dominikaners von jeher ein Dorn im Auge war, fürchtete aber andererseits auch, die Protestanten, ohnehin schon geneigt, sich auf den florentinischen Reformator zu berufen, möchten aus einem Drucke seines Lebens und seiner Schriften und gar aus seiner Seligsprechung neue Waffen gegen die Kirche schmieden. Razzi ließ sich aber hierdurch in seiner Verteidigung nicht beirren. Er fügte jenen drei Büchern ein viertes an, worin er die bisher erschienenen Apologien zugunsten des Ferraresen mit Angabe ihres Inhaltes auführte und durch eine feurige neue aus eigener Feder bereicherte<sup>6</sup>. Serafin Razzi entschlief ruhig und friedlich, wie er gelebt hatte, am 8. August 1611 im geliebten Kloster S. Marco im hohen Alter von einundachtzig Jahren, von welchen er vierundsechzig im Orden verbracht hatte. Obschon seine Äußerungen über Alexander VI. im vierten Buche seiner Biographie des Frate nicht weniger scharf als jene Bettinis waren, so blieb er doch im Leben wie nach Tode unangefochten, wohl aus dem Grunde, weil dieses Buch doch nur dem vertrautesten Freundeskreise bekannt und zugänglich war, welcher sorgfältig darüber wachte, daß es in keine unrichten Hände kam.

Ein Anliegen nun war es, das ihm hier ganz besonders am Herzen lag, die Beseitigung des Anstoßes nämlich, welchen viele

am schimpflichen Ende des großen Predigers nahmen. Zwar verehrten ihn die Piagnonen als glorreichen Blutzeugen Christi. Aber, erwiderten die Gegner, wie kann man einen Mann als Heiligen feiern, welcher auf Befehl des Papstes seinen Tod fand, während doch einst die heiligen Märtyrer lediglich das Opfer gottloser Tyrannen waren? Allein, gibt Razzi zur Antwort, man muß eben zwischen Papst und Papst unterscheiden und sehr wohl bedenken, daß auch Päpste zu Tyrannen ausarten und dann Märtyrer schaffen können. Das war nun aber mit Alexander tatsächlich der Fall, da er seine Würde simonistisch erkaufte und seine Schafe nicht weidete, sondern ausbeutete und den Gläubigen schwerstes Ärgernis gab. Vor seiner Erhebung zum Papsttume hielt er stets mehrere Kebsen, von welchen eine jene Römerin *V a n o z z a* war, die ihm vier Söhne und zwei Töchter gebar<sup>5b</sup>; sie nahmen fast alle ein übles Ende. Daß er nun aber, so fährt Razzi in seiner Erzählung fort, als Papst erst recht das schändlichste Leben führte, ist bekannt. Wie viele Kardinäle und Prälaten ließ er zu Unrecht umbringen, um ihr Vermögen an sich zu reißen! Wie viele Simonien beging er zu seiner Zeit, da alles Kirchliche käuflich schien! Wie viele Schamlosigkeiten herrschten an seinem Hofe! Ergötzte er sich doch, wie einige schreiben, an den unehrbaren und schmutzigen Lustspielen des *P l a u t u s*, er, der Papst! Vernehmet mit Abscheu, was man von ihm berichtet! Er ließ einmal eine Komödie im Palaste aufführen, in welcher acht bis zehn Hirten auftraten, nur vom Gürtel aufwärts mit Joppen bekleidet. Da sie nun so all ihre Scham aufwiesen, so verhüllten sich die anwesenden Frauen, um eine solche Unflätigkeit nicht zu sehen, die Augen. Er aber, aller Scham und Gottesfurcht bar, zwang die Gattin *Cesares*<sup>5c</sup>, seines Sohnes, den Schleier von den Augen zu nehmen, und dasselbe mußten auch die anderen Fräulein tun. Ein andermal sagte er eine Jagd an, ließ dann den Petersplatz von allen Seiten absperren und nun am festgesetzten Tage in Gegenwart der Prälaten, der Frauen und des Volkes auf der einen Seite eine Schar ungesattelter Stuten, auf der anderen Seite die entsprechende Anzahl junger, ebenfalls ungesattelter Maulesel hereintreiben, und es ist nicht zu glauben, welchen Lärm, welches Getrampel, welch geiles Gewieher die ausgelassenen Tiere in ihrem wollüstigen Treiben unter den Augen der Frauen, der Kardinäle und Alexanders selbst vollführten!

20 Schnitzer, Peter Delfin

Diese Dinge erfuhr man aber in Florenz alle, und so hatte der Frate wahrlich guten Grund, wider das Verderben der Kirche zu donnern. Aber schon der selige Albert von Trient weisagte von ihm, ein reißender Wolf werde etwa von 1490 bis 1503 die Herde Gottes überfallen, die Kirche zur Ehebrecherin erniedrigen und mehrere Kinder haben, von welchen ein Bruder den anderen ermorden werde. Dieser Brudermörder werde den geistlichen Stand ablegen und in die Welt zurückkehren, er, der Sohn der Gottlosigkeit und des Verderbens, vom Dämon gesandt<sup>64</sup>.

Um nun aber, so berichtet Razzi weiter, auf das klägliche Ende Alexanders VI. zu kommen, so muß man wissen, daß in der Stadt Corneto ein junger Mann namens Hadrian Castello lebte, ein armer Notar, welcher aber über eine ausgezeichnete Handschrift verfügte. Auf die Vorstellungen einer alten Frau, seiner Dienerin, hin, er möge nach Rom gehen, da werde er ein großer Mann werden, begab er sich in die Ewige Stadt, ohne einen anderen Vorzug, als eine schöne Feder und ein bißchen Grammatik, und fand bei den Schreibern der Kurie Verwendung. Als nun der Papst eines Tages ein von Hadrians Hand geschriebenes Breve zur Siegelung erhielt, bewunderte er die schöne Schrift des jungen Mannes, empfahl ihn dem ersten Kopisten und verlieh ihm, als dieser bald darauf starb, seine Stelle. So fügte es sich wie von selbst, daß er mit dem Schreiber häufig zu tun und dabei Gelegenheit hatte, seine Geschicklichkeit und Gewandtheit kennenzulernen. Er sandte ihn nun zur Eintreibung eines noch rückständigen Guthabens nach England, wo er ehemals als Kardinallegat selbst geweilt hatte, stattete ihn zum Lohne für seine trefflichen Dienste mit einem reichen englischen Bistum aus und erhob ihn nach seiner Rückkehr zum Kardinale mit dem Titel des hl. Chrysogonus. Sein großes Ansehen an der Kurie erweckte jedoch den Argwohn Cesaress, welcher eines Tages zu seinem Vater ging und zu ihm sprach: „Heiliger Vater, Ihr habt diesen Hadrian von Castello zum Kardinale gemacht und mit solcher Gunst überhäuft, daß ich fürchte, er wird uns über kurz oder lang großen Schaden zufügen; denn er hat großen Anhang am Hofe und hält sich besonders an solche, welche uns wenig gewogen sind.“ Auf die Frage des Papstes, was denn geschehen solle, gab Cesare zur Antwort: „Ihn beiseite schaffen, wie auch die anderen gegnerischen Kardinäle.“ Der Papst stimmte seinem

ruchlosen Ratschlage bei, und so kamen sie überein, den Kardinal Hadrian mit einigen seiner Anhänger zur Tafel zu laden und zu vergiften. Cesare nahm zwei Flaschen kostbaren Weines und schüttete in die eine, durch ihren besonderen Verschuß gekennzeichnete, Gift, schärfte aber dem mit der Bedienung des Papstes betrauten Aufwärter nachdrücklich ein, von ihr nur dem Kardinal Hadrian und seinen Gefährten einzuschenken, dem Papste und ihm selbst aber von der anderen, da sie dem Geschmacke Seiner Heiligkeit besser entspreche<sup>5e</sup>. Der Diener, ein guter Freund Hadrians, schöpfte Verdacht und zog den Kardinal ins Vertrauen, der ihm riet, die Flaschen bzw. ihren Verschuß zu verwechseln<sup>5f</sup>. So geschah es, daß der Papst und Cesare bei Tisch den vergifteten Wein erhielten, welchen sie für die anderen bestimmt hatten. Während der Tafel erschien ein Priester um die Unterschrift einiger Bullen, welche keinen Aufschub litten. Der Papst gab daher einem Sekretäre den Auftrag, in sein Gemach zu gehen und den Fischerring oder sonst etwas zum Siegeln der Bullen Geeignetes zu holen. Als nun der Sekretär das päpstliche Zimmer betrat, sah er den Dämon in Gestalt des Papstes auf einem schrecklichen Throne sitzen und erhielt von ihm den Befehl, dem Papste zu sagen, unverzüglich solle er zu ihm kommen, er wolle ihn mitnehmen. Und schon begann das Gift seine Wirkung zu äußern. Cesare nahm zum Mittel der ausgeweideten Mauleselinnen seine Zuflucht und entrann bei seiner Jugend dem Tode. Der greise Papst aber erhob sich von der Tafel und ging in Todesangst in sein Gemach, wo er dem Dämon vorwarf, er sei ein Verräter und Betrüger; denn er habe ihm zweimal neun Jahre versprochen. Die Kammerdiener fanden ihn tot in jämmerlicher Lage, mit dem Kopfe auf dem Boden und mit den Füßen auf dem Rande des Bettes<sup>5g</sup>. Das war das schlimme Ende Alexanders VI., welches seinem verbrecherischen Leben entsprach. Der Leser mag nun selbst beurteilen, was von einem Papste zu halten sei, welcher sich vom trügerischen Versprechen des Dämons täuschen ließ, als habe er ihm zweimal neun, d. h. achtzehn Jahre Papsttum in Aussicht gestellt, während es nach der Meinung des Dämons nur zwei und neun, d. h. elf Jahre sein sollten. Der Leser mag ferner entscheiden, ob er ein Räuber oder ein Hirte war, und ob die vielen, welche er ungerechterweise mit Gift, Eisen oder sonstwie umbrachte, deshalb als Verdammte und Bösewichter anzusprechen

seien. Der Leser mag endlich darüber befinden, ob unser Frate nur aus dem Grunde, weil er von einem solchen Menschen dem Tode überliefert ward, der Märtyrerkrone nicht würdig sei, ob schon er doch sein Leben für die evangelische Wahrheit in die Schanze schlug. Wie daher der Heiligkeit Peter Cölestins kein Abbruch dadurch geschah, daß er von Bonifaz VIII. im Kerker ermordet wurde, aus Furcht, er könnte neuerdings auf den Päpstlichen Stuhl erhoben werden, von welchem er ihn böswilligerweise verdrängt hatte, ebenso schadet es weder vor Gott noch in den Augen verständiger Menschen dem Andenken des Frate, daß er von einem Alexander VI. dem Tode überantwortet wurde<sup>5h</sup>.

Razzi war ein Ordensmann von peinlicher Gewissenhaftigkeit, welchem es vollkommen ferne lag, gegen einen Nebenmenschen, und nun gar gegen das Oberhaupt der Christenheit, ungerechtfertigte Vorwürfe zu schleudern. Als er heranwuchs, gab es noch Leute genug, welche die furchtbaren Tage der Borja miterlebt, den tragischen Ereignissen, welche sich damals in der Ewigen Stadt abspielten, als Augenzeugen mitangewohnt hatten. So konnte er noch im Alter aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen schöpfen und aus dem Treiben der Borja manche Einzelheiten mitteilen, wie sie nur wohlunterrichteten Zeitgenossen bekannt waren. In der Tat wird ja auch, was er vom ärgerlichen Leben Alexanders vor und nach seiner Thronerhebung und besonders von seiner Vorliebe für schamlose Tänze und Komödien sagt, durch anderweitige unanfechtbare Zeugnisse vollauf bestätigt. „Heute“, berichtet der venezianische Botschafter Justinian<sup>6</sup>, „beschäftigte sich der Papst nach dem Mittagessen den ganzen Tag mit Lustbarkeiten, zuerst mit dem Zuschauen bei Wettrennen, dann mit Anhören von Komödien, an welchen er großes Gefallen hat, und häufig läßt er für sich allein eine vortragen, heute aber war sie öffentlich, und es nahmen viele Kardinäle an ihr teil, einige in ihrer Kardinalstracht, andere in Masken, und dazu jene Gesellschaften (von Dirnen), wie sie dem Papste zu behagen pflegen, und eine von ihnen kauerte zu Füßen des Hl. Vaters.“ „Gestern abend“, schreibt derselbe Gesandte ein andermal<sup>7</sup>, „war ich im Vatikan zur Abendtafel beim Papste und wohnte bis fast Tagesanbruch den herkömmlichen Lustbarkeiten des Papstes an, woran Frauenzimmer beteiligt waren, ohne welche

in diesem Palaste zur Zeit kein Fest, welches auf Beifall rechnen will, stattfinden kann. Überdies wurde so manches hundert Dukaten ausgespielt.“ Der Umgang Alexanders und der Höflinge mit den Weibern war somit keineswegs nur eine seltene Ausnahme, sondern die tägliche Regel, wie wir ja auch früher schon sahen<sup>8</sup>; so sehr war der Papst an derartige Vergnügungen gewöhnt, daß er sie auch bei auswärtigen Besuchen nicht missen mochte. Als er sich im März 1502 kurze Zeit in Piombino aufhielt, ließ er sich trotz des Fasttages seine Fleischmahlzeit wohlschmecken, auf dem Platze vor dem Palaste aber mußten ihm schöne Mädchen und Frauen stundenlang vortanzen<sup>9</sup>. Daß er bestrebt war, seinen Gästen zur Abwechslung auch nackte Männer vorzuführen, kann bei einem Manne von so zügelloser Sinnlichkeit nicht überraschen; das von Razzi berichtete Auftreten der Hirten, deren Blöße die anwesenden Damen ansehen mußten, liegt lediglich in der Linie der von B u r c h a r d<sup>10</sup> geschilderten scheußlichen Orgie am Vorabende des Festes Allerheiligen 1501, bei welcher fünfzig Dirnen erst bekleidet, dann nackt mit Hofbedienten tanzen mußten, worauf die Lichter ausgelöscht wurden — das alles in Gegenwart des Papstes, Cesaes und Lukrezias<sup>11</sup>. Fast noch unwahrscheinlicher als Razzis Bericht über die Hirten klingt seine Erzählung von dem ekelhaften Schauspiele, welches der Papst sogar in Gegenwart der Kardinäle und des Volkes mit den Maulteseln und Stuten veranstaltete. Und doch wird gerade sie auch von zeitgenössischen Schriftstellern unanfechtbar bezeugt<sup>12</sup>, womit nicht behauptet werden will, daß sie genau denselben Vorgang im Auge hatten, da der Papst sich selbst wie anderen solchen Anblick wohl öfter bereitete<sup>13</sup>.

Dagegen ist bereits legendär, was Razzi über den Kardinal Hadrian von Corneto meldet. Sein rätselhaftes Verschwinden seit seiner Reise nach Rom zum Konklave nach dem Tode Leos X. und sein früheres gänzliches Untertauchen in die sorgsam verschwiegene Abgeschiedenheit einer freiwilligen Verbannung schien als notwendiges Gegenstück ein ebenso geheimnisvolles Auftauchen aus einer aussichtslosen Jugend und Heimat zu heischen, und ohne Zweifel wäre sein Aufstieg aus niedrigen und armen Anfängen zu den höchsten kirchlichen Würden wie sein plötzlicher Abstieg in dunkle Verschollenheit als unheimliche Wirkung frevlen Teufelspaktes aufgefaßt worden, hätte ihn nicht

ein unverdient guter Leumund vor dem Argwohn eines Vertrages mit dem Dämon bewahrt. „Er war“, wie ihm ein gleichzeitiger römischer Schriftsteller nachrühmt<sup>14a</sup>, „der einzige, welcher ob seines hervorragenden Geistes die gefährlichsten Zeiten nicht nur unversehrt bestand, sondern auch ruhmvoll überwand.“ Ist es nun an sich schon nicht eben sehr wahrscheinlich, daß ein Mann in den schönsten Jahren wie Hadrian, und dazu noch steinreich, als Vertrauter Alexanders, ohne Schaden zu nehmen, jahrelang Genosse seiner zügellosen Ausschweifungen gewesen sein sollte, so fehlt es nicht an Zeugnissen dafür, daß vom allgemeinen Verderben auch er nicht ganz frei blieb. Der Humanist Philipp Beroald der Jüngere, eine Zeitlang sein Sekretär, also ein Mann, der mit seinem Leben und Treiben aufs beste vertraut war, erhob wider ihn noch bei seinen Lebzeiten die schwersten Beschuldigungen<sup>14b</sup>: eine schändliche Jugend, Verführung armer Mädchen, Verstoßung der rechtmäßigen Gattin, Betrug, Kauf des Kardinalats, Undankbarkeit, Habsucht, beständige Falschheit und endlich sogar Vergiftung Alexanders VI.<sup>14b</sup>. Allerdings ist es ein Schmähdgedicht, welches diese Anklagen vorbringt; aber in einem Stücke erweisen sich die Vorwürfe Beroalds doch als berechtigt — der Verstoßung seiner rechtmäßigen Gattin machte sich Hadrian allerdings schuldig. Er hatte 1488, lange vor seiner Erhebung zum Kardinalat, ein Mädchen namens Brigida aus der vornehmen Familie Inghirami von Volterra geheiratet und mehrere Monate mit ihr zusammengelebt. Dann aber stellte er an den Papst das Ersuchen, die angeblich niemals vollzogene Ehe dem Bande nach aufzulösen, da er schwer leidend sei und die heiligen Weihen zu empfangen begehre. Innozenz VIII. gewährte ihm seine Bitte mittels Breves<sup>14c</sup> vom 4. April 1489, worin er ihn als seinen beständigen Tischgenossen bezeichnete und die treuen Dienste rühmte, welche er dem Hl. Stuhle bisher geleistet habe<sup>14d</sup>. Wie es sich nun auch mit dem schweren Leiden eines Mannes verhalten mag, welcher immerhin noch zweiunddreißig Jahre lebte und sich mancherlei Ämtern und Reisen unterzog<sup>14e</sup>, so wird doch sein Wunsch nach dem Empfange der heiligen Weihen durch die Angabe eines zeitgenössischen Kurialen, des Chronisten Cornelius de Fine<sup>14f</sup>, sehr begreiflich, er habe seine Gattin infolge eines nächtlichen Gesichtes verstoßen, welches ihm die päpstliche Würde verhieß.

Daß der Traum vom Papsttume im Leben Hadrians eine außerordentliche Rolle spielte, das bezeugt ja noch der Geschichtschreiber *Paul Jovius*<sup>15</sup>, nur daß es sich bei ihm nicht mehr um ein nächtliches Gesicht Hadrians selbst, sondern um die Weissagung einer Frau handelt. Leo, so soll sie ihm prophezeit haben, werde durch einen vorzeitigen Tod hinweggerafft werden, auf ihn aber ein Greis namens Hadrian folgen, aus niedrigem Stande geboren und durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, der seinen Aufstieg zu den höchsten kirchlichen Würden lediglich seinem eigenen Verdienste, nicht aber der Gunst großer Herren zu verdanken habe, — Eigenschaften, welche der Cornetaner auf sich deutete, welche sich aber auf jenen anderen Hadrian bezogen, der aus Utrecht im fernen Norden kam. Aber schon Jovius vermutete, die Weissagung vom vorzeitigen Tode Leos X. habe wohl dazu beigetragen, daß sich der Kardinal in die unglückselige Verschwörung gegen den Medicipapst (1517) einließ<sup>15a</sup>, wie er sich vielleicht auch eben im Hinblick auf die ihm winkende Tiara, näherhin im Bestreben, sich auch bei den streng kirchlich gesinnten Kardinälen lieb Kind zu machen, zur Herausgabe seiner ersten Schrift „Über die wahre Philosophie“<sup>15b</sup> entschloß, welche ebensogut Savonarola hätte verfassen können.

So beliebt war die Prophetie vom Papsttume Hadrians, daß sie noch zur Zeit Razzis im Umlaufe war, wenn sie auch bei ihm wieder etwas andere Formen annahm und sich von der geschichtlichen Wirklichkeit schon so erheblich entfernte, daß sie kaum mehr zu erkennen ist. Denn nicht, wie Razzi berichtet, mit nichts als einer gefälligen Handschrift und einem Bißchen lateinischer Grammatik, sondern als der Sproß einer angesehenen Familie, die den Namen *Castellesi*, nicht, wie Razzi angibt, *Castello* führte, zog Hadrian, 1459 in Corneto geboren<sup>16</sup>, nach Rom, dank einer sorgfältigen Erziehung mit einer humanistischen Gelehrsamkeit ausgestattet, welche die Bewunderung der Zeitgenossen bildete und ihn unter die leuchtendsten Sterne am Himmel der römischen Gelehrtenwelt erhob. Und nicht als eine Art literarischer Abenteurer kam er an die Kurie, nicht erst durch seine schöne Schrift zog er die Aufmerksamkeit Alexanders auf sich. Schon zu *Calixt III.* hatte ein Verwandter von ihm warme Beziehungen unterhalten, welche dem jungen Castellesi trefflich zu-statten kamen, der sich bald der besonderen Huld des Kardinals

Roderich Borja erfreute. Aber schon Innozenz VIII. schenkte ihm seine volle Gunst, schon er und nicht erst Alexander VI. sandte den verheißungsvollen Prälaten nach Britannien, und zwar nicht etwa zur Eintreibung der Guthaben, welche Roderich von seinem englischen Aufenthalte als Legatus de latere her dortselbst noch stehen hatte<sup>17</sup>, sondern zur Beilegung der Streitigkeiten des schottischen Königs Jakobs III. mit seinen Untertanen. Bei seinem Aufenthalte in England trat Castellesi in nahe Beziehungen zu König Heinrich VII. und erlangte infolgedessen die fettesten englischen Pfründen, so zuletzt noch die Bistümer Hereford bzw. Bath und Wells, mit Einkünften, welche ihm zu einem gewaltigen Vermögen verhalfen. Nach Rom zurückgekehrt, zählte er zu den reichsten Prälaten, der sich von Bramente einen prächtigen, noch heute bewunderten Palast erbauen lassen konnte<sup>18</sup>. War er ehemals der Tischgenosse Innozenz' VIII. gewesen, so hielt er sich auch beständig an der Seite Alexanders VI. auf, bei dem er in höchsten Gnaden stand<sup>18a</sup>. Von ihm wurde er nach dem Tode des Erzbischofs Bartholomäus Flores von Cosenza († 1497) zum Sekretäre der Breven und Ende Mai 1503 zum Kardinal mit dem Titel des hl. Chrysgonus ernannt, eine Würde, welche er freilich noch mehr vielleicht als der Gunst des Papstes der reichen Geldspende verdankte, welche er in die habgierigen Hände des Borja gleiten ließ<sup>18b</sup>. Aber wie er durch englische Huld die höchsten Sprossen der kirchlichen Stufenleiter erklommen hatte, so wurde er durch englischen Haß und Neid jäh ins Verderben gestürzt. Schon unter Julius II. begannen die englischen Ränke gegen ihn, welche ihn zu zweimaliger Flucht aus Rom veranlaßten<sup>18c</sup>. Auf Betreiben des nach seinen reichen englischen Pfründen lüsternen Kardinals Wolsey, des allmächtigen Ministers Heinrichs VIII., wurde er von Leo X. 1518 aller seiner Ämter und Würden beraubt; seine kirchliche und politische Rolle war ausgespielt<sup>18d</sup>. Er selbst jedoch glaubte noch an seinen Stern. Still und geduldig lebte er in Venedig<sup>18e</sup>, von allem Verkehre zurückgezogen, seinen Studien und seiner Stunde. Auf die überraschende Kunde vom Tode Leos X. (1. Dezember 1521) eilte er, nachdem er sein Gold im Futter seines Gewandes versteckt hatte, nach Rom. Er zweifelte nicht, seine Stunde habe geschlagen. Sie hatte geschlagen. Er wurde unterwegs, wie das Gerücht zäh behauptete, von seinem

habgierigen Diener ermordet und an unbekanntem Orte verscharrt<sup>18f</sup>. Und doch wurde ein Hadrian Papst, ein gelehrter Mann aus bescheidenem Hause, ganz wie das Weib es vorausgesagt hatte, — nur war es nicht der Humanist aus Corneta, sondern ein Schulmeister aus Utrecht.

Wenn sich nun von Razzis Angaben über den Kardinal Hadrian die meisten als unrichtig erweisen, so drängt sich die Vermutung von selbst auf, es werde sich wohl nicht viel besser mit seiner Erzählung vom Mordanschlage Cesares und des Papstes auf den Kardinal von Corneto verhalten. Diese Vermutung erscheint aber um so berechtigter, als ja doch gerade jene Schriftsteller, welche damals selbst in Rom lebten, im Vatikan wohnten oder doch Tag für Tag aus und ein gingen und kraft ihrer amtlichen Stellung den besten Einblick in die Verhältnisse hatten, also zu einer zuverlässigen Darstellung in erster Linie befähigt waren, von einem solchen Anschläge nichts zu wissen scheinen, ihn sogar zum Teile ausdrücklich ausschließen. Es fiel längst mit Recht auf, daß der päpstliche Zeremonienmeister Johannes Burchard zwar den Verlauf der Krankheit des Papstes und seines Sohnes in allen Einzelheiten schildert<sup>19</sup>, aber weder von einem Gastmahle beim Kardinal Hadrian noch von einer Vergiftung das Geringste verlauten läßt. Der venezianische Botschafter Anton Justinian hält seine Regierung über den Stand der Krankheit des Papstes ununterbrochen auf dem laufenden, ohne der Vergiftung in seinen amtlichen Schreiben<sup>20</sup> je zu gedenken. Ebenso wenig meldet Beltrand Costabili, der römische Gesandte des Herzogs von Ferrara, des Schwiegersohnes des Papstes, von einer solchen, bemerkt vielmehr im Gegenteile<sup>21</sup>, es sei kein Wunder, wenn der Papst und Cesare durch das Terzianafieber ans Bett gefesselt seien, da ja fast alle Angehörigen des Hofes unter der üblen Luft schwer zu leiden hätten. Der mantuanische Gesandte Johann Lucidus Catanei erklärt sogar ausdrücklich, es bestehe kein Verdacht einer Vergiftung, obschon Vater und Sohn zur gleichen Zeit erkrankt seien. Meister Scipio, welcher dem Papste mit dem Bischofe Bongiovanni von Venosa ärztlichen Beistand leistete<sup>22</sup>, führte den bedenklichen Zustand Alexanders auf einen Schlaganfall zurück<sup>23</sup>. Auf Grund dieses Quellenbefundes lehnen denn auch die angesehensten Historiker die Annahme einer Ver-

giftung der beiden Borja ab und beruhigen sich bei einer natürlichen Ursache des Todes Alexanders, sei sie nun in einem bösen Fieber oder in einem Schlaganfall zu suchen<sup>24</sup>.

So ernst jedoch diese Bedenken für den ersten Augenblick aussehen, sowenig vermögen sie einer näheren Prüfung standzuhalten. Vor allem genügt der bloße Umstand, daß gleichzeitige Schriftsteller, welche von der Vergiftung berichten könnten, von ihr nichts berichten, noch lange nicht, um ihre Ungeschichtlichkeit zu erweisen. Denn einerseits konnten sie für ihr Stillschweigen ihre besonderen Gründe haben. Andererseits fehlt es doch auch nicht an ebenso gutunterrichteten Zeitgenossen, durch welche die zuletzt noch von Bettini und Razzi wider die Borja erhobene Anschuldigung des Mordanschlages auf den Kardinal Hadrian vollauf gerechtfertigt wird. Als durchaus begründet stellt sich schon Razzis Vorwurf heraus, Alexander habe viele Kardinäle und Prälaten umbringen lassen, um ihr Vermögen an sich zu reißen. Fieberhaft um die Errichtung eines mittelitalienischen Königreiches bemüht<sup>25</sup>, brauchten die Borja gerade in den ihrer Katastrophe vorangehenden Monaten möglichst viele Truppen und dazu möglichst viel Geld. Um jeden Preis und auf jedem Wege suchten sie sich solches zu beschaffen<sup>26</sup>, ohne vor gemeinsamem Raub und Giftmord zurückzuschrecken. Die Söldlinge des Papstes drangen in die Häuser wohlhabender Leute ein und räumten sie unter dem Vorwande, die Besitzer seien Juden oder Marranen<sup>27</sup>, vollständig aus. Am 3. Januar 1503 ließ der Papst den Kardinal Orsini unversehens in die Engelsburg werfen und sein Haus vollständig ausplündern; bis auf das Stroh führte man alles in den Vatikan fort. Die Mutter des Kardinals wurde aus dem Hause gejagt und behielt nichts übrig, als was sie am Leibe trug; mit einigen Mägden irrte sie verzweifelt in Rom umher und fand nirgends Aufnahme; denn alles war voller Furcht vor den Borja<sup>28</sup>. Zugleich mit dem Kardinale wurde ein anderer Orsini, Jakob von hl. Kreuz, ergriffen und in die Engelsburg eingeliefert, später aber gegen ein Lösegeld von 20 000 Dukaten freigelassen. Aus dem Hause des ständig in Rom lebenden Erzbischofs Raynald Orsini von Florenz wurde alles geraubt und in den Vatikan verbracht<sup>29</sup>. Den Leuten, welche dem gefangenen Kardinale Orsini das Essen zu bringen pflegten, wurde der Eintritt in die Engelsburg schließlich verwehrt; zwar

überreichte die Geliebte des Kardinals dem Papste eine kostbare Perle und erwirkte so die Erlaubnis, den Gefangenen wieder mit Speise zu versorgen. Doch hatte dieser inzwischen „den Kelch schon getrunken, welcher ihm auf Anordnung des Papstes zubereitet worden war“<sup>30</sup>. Als er dann wenige Tage nachher gestorben war, wollte Burchard, der päpstliche Zeremonienmeister, mit der Bestattung nichts zu tun haben, sondern überließ sie seinem Amtsgenossen Bernhardin Guttieri, da er, wie er sagte, nicht mehr, als gut sei, zu wissen begehre<sup>31</sup>. Um üblen Gerüchten zu steuern, ließ der Papst zwar die Ärzte, welchen die Behandlung des Verstorbenen während seiner letzten Krankheit obgelegen hatte, schwören, er sei eines natürlichen Todes verblieben<sup>32</sup>; doch war niemand im Zweifel, was von solchem Schwure zu halten sei. Der Bischof Peter von Cesena wurde im Fieber aus dem Bette gerissen und in die Engelsburg geschleppt, sein ganzes Haus ausgeleert; dasselbe widerfuhr dem Protonotare Andreas Spiriti. Der Papst behauptete zwar, er habe die beiden Prälaten, die sich ob ihrer Anständigkeit allgemeinen Ansehens erfreuten, „um neuer Verbrechen willen“ festnehmen lassen; worin jedoch diese Verbrechen bestanden, wurde niemals bekannt<sup>33</sup>. Die Nachricht rief ungeheuere Bestürzung hervor, kein Prälat oder Edelmann, welcher im Rufe einigen Vermögens stand, hielt sich mehr für sicher, wer fliehen konnte, floh, auch die Kardinäle zitterten in Angst vor dem Henker, welchen jeder schon auf den Fersen zu haben glaubte<sup>34</sup>. Denn der Papst bekam nicht genug; er machte Geld, wie er konnte. Aus dem Verkaufe verschiedener Kurialämter bezog er 64 000 Dukaten, aus der Ernennung neun neuer Kardinäle am 31. Mai 1503 120—150 000 Dukaten; denn unter ihnen gab es Männer, welche zahlen konnten und sich den roten Hut etwas kosten ließen, wie Hadrian von Corneto und Franz Romolin, der Henker Savonarolas<sup>35</sup>. Etwa dieselbe Summe zog Alexander VI. aus dem Nachlasse des steinreichen Kardinals Michiel, welchen er durch dessen eigenen Hofmeister Asquin di Colloredo hatte vergiften lassen, wie dieser in dem 1504 unter Julius II. gegen ihn eingeleiteten Prozesse gestand<sup>36</sup>. Vergeblich bat der venezianische Gesandte am Morgen nach dem Hinscheiden des Kardinals den Papst um Audienz; er wurde nicht vorgelassen, alle Türen waren verschlossen, der

Hl. Vater war mit Geldzählen beschäftigt<sup>37</sup>. Am 1. August starb nach einer Krankheit von nur zwei Tagen der Kardinal J o h a n n B o r j a von Monreale eines fast plötzlichen Todes; der Papst nahm die Nachricht mit vergnügter Miene auf, obschon er im Verstorbenen einen Neffen zu beklagen hatte; denn man fand bei ihm an Geld und Geldeswert 100 000 Dukaten, mehr, als man erwartet hatte. Allgemein hieß es, auch er sei den Weg gewandert, welchen alle beschreiten müßten, sobald sie fett genug seien; für den Urheber aber hielt man Cesare, „welcher ihn jederzeit gern hatte“<sup>38</sup>. Als nun Justinian am 2. August in den Vatikan kam, ließ sich der Papst wieder entschuldigen, er sei durch den Tod des Kardinals, seines Neffen, verhindert; das „Hindernis“ aber bestand im Zählen des Geldes und Wägen der Edelsteine<sup>39</sup>.

Als einer der reichsten Prälaten Roms galt um seiner einträglichen englischen Pfründen willen der Kardinal H a d r i a n v o n C o r n e t o. Je üppiger und vielleicht übertriebener nun aber die Vorstellungen waren, welche über sein fürstliches Vermögen im Umlaufe waren, um so heftiger mußten sie die unersättliche Gier der Borja reizen. Es wäre geradezu ein Wunder zu nennen gewesen, wenn sie, gewohnt, alle „auf den Weg des Todes zu schicken, sobald sie fett genug waren“<sup>40</sup>, mit Hadrian eine Ausnahme gemacht hätten. Einer nach dem andern, war ihr Grundsatz, und jetzt war die Reihe, „den Kelch zu trinken“, am reichen Hadrian. Man hat zwar gemeint, es wäre doch sonderbar, wenn der Papst einen so treuen und brauchbaren Diener wie Hadrian, welchen er erst kurz vorher mit wichtigen Verhandlungen betraut und zum Kardinal ernannt hatte, nun zu beseitigen gesucht hätte<sup>41</sup>. Aber der Papst hatte ja doch seinen eigenen Neffen, den Kardinal von Monreale, welchen Cesare „so gern hatte“, geopfert; seine geschicktesten Gehilfen, Troches, das vertraute Werkzeug des Papstes, und Ramiro, seinen Justizminister in der Romagna, überlieferte Cesare dem Henker, schon erwartete dasselbe Los sogar den furchtbaren Michelotto<sup>42</sup>, und ausgerechnet der Krösus Hadrian hätte verschont bleiben sollen? Wo es sich um Borja handelt, sind sentimentale Erwägungen schlecht am Platze. Razzi berichtet nun zwar, Hadrians zunehmender Einfluß habe Cesares Eifersucht erregt und ihm den Mordplan eingegeben; hierin irrt er jedoch — sein Vermögen, nicht sein Einfluß gereichte dem Kardinal von Cor-

neto zum Unheile. Es hatte seinen guten Grund, wenn die Borja ihn so bald schon seinem Amtsgenossen von Monreale ins Jenseits nachzubefördern gedachten. Es war August, ein drückende Hitze brütete verderbenschwangere Fieberlüfte aus, welche auch unter den Insassen des Vatikans so manche Opfer forderten<sup>43</sup>; da fiel es nicht auf und erregte keinen Verdacht, wenn nun auch dieser und jener Kardinal in die Grube sank, — ob durch Gift oder Fieber, wer wollte das nachher so genau untersuchen? Nur mußte man bei einem Manne wie Hadrian mit besonderer Vorsicht zu Werke gehen; denn er war zu lange der vertrauteste Gehilfe des Papstes gewesen, um sich vor seinen Schlichen nicht sorgsam in acht zu nehmen. Die Erzählung Razzis ist nun aus dem Grunde sehr beachtenswert, weil ihr zufolge zwar Hadrian von den Borja vergiftet werden sollte, in Wirklichkeit aber den Stiel umdrehte und sie vergiftete, da er, durch den ihm befreundeten päpstlichen Aufwärter gewarnt, diesem vorsichtshalber den Rat gab, die für die Kardinäle bestimmte Flasche den Borja, die den Borja vorbehaltene aber den Kardinälen einzuschenken. So erklärt es sich allerdings, daß die Borja den Giftbecher selbst leerten, welchen sie anderen zugedacht hatten. Daß auch die anderen Tischgenossen daraus tranken, wird bei der Erwägung leicht begreiflich, daß sich die Kardinäle, in den tückischen Anschlag des Papstes nicht eingeweiht, unbedenklich aus der Flasche kredenzen ließen, woraus sie die Borja selbst trinken sahen. Zugunsten dieser Darstellung Razzis fällt der Umstand schwer ins Gewicht, daß sie, und zwar sie allein, den Schlüssel zum Verständnisse der vom jüngeren Beroald, dem Sekretäre Hadrians, erhobenen Anklage bietet, dieser habe den Papst vergiftet. Beroald konnte diese Beschuldigung mit einem Scheine der Berechtigung nur unter der Voraussetzung vorbringen, daß das Mahl auch seiner Kenntnis zufolge den von Razzi geschilderten Verlauf nahm; und woher hätte er diese Kenntnis schöpfen sollen, als aus dem Munde des Kardinals Hadrian selbst? Zum förmlichen Mordanschlage auf den Papst stempelte der Sekretär den Rat seines Herrn bezüglich des Flaschentauses freilich erst, nachdem er sich mit ihm heillos überworfen hatte; vielleicht spielte auch die Annahme hierbei eine Rolle, Hadrian, durch die bekannte Prophezeiung geblendet, habe den Borja aus dem Wege zu räumen beschlossen, um das Papsttum jenes Leo zu beschleunigen, dessen

baldiger Nachfolger er dann selbst werden sollte. Wie dem auch sei, — jedenfalls hat die Schilderung, welche Razzi vom Verlaufe der verhängnisvollen Tafel gibt, viel für sich und dürfte der Wirklichkeit recht nahe kommen<sup>45</sup>. Die Ausführlichkeit, mit welcher er sich über Castellesi verbreitete, sowie die Übereinstimmung seiner Darstellung mit jener, wie sie im Hause des Cornetaners allem Anscheine nach überliefert wurde, spricht dafür, daß er cornetanischen Kreisen und Überlieferungen irgendwie nahe stand, worin immerhin schon einige Gewähr für die Geschichtlichkeit seiner Vergiftungserzählung liegt, mag diese gleich mit manchen legendären Zügen verwoben sein. Zu diesen zählt vor allem der Schreiber, welcher, nach Razzi wie nach Bettini und den Biographen Carafas vom Papste in sein Gemach geschickt, hier den Dämon erblickte, nur daß es sich bei Razzi nicht wie bei den anderen um Herbeiholung des hl. Sakramentes, sondern eines Siegels zur Erledigung wichtiger Bullen handelte. Mit Bettini berührt sich Razzi auch in der Annahme, Alexander sei nicht inmitten seiner Höflinge, wie die gewöhnliche Darstellung will, aus dem Leben geschieden, sondern als Leiche gefunden worden, und zwar nach Razzi mit dem Kopfe auf dem Boden und mit den Füßen auf dem Rande des Bettes. Die Nachricht ist äußerst bemerkenswert, denn sie lehrt, daß sich trotz aller Berichte Burchards und der Gesandten die Überlieferung zähe behauptete, es sei mit dem Tode Alexanders so eine eigene Sache gewesen. Aber selbst unter der Voraussetzung der vollen Geschichtlichkeit der Erzählung Burchards über die letzten Stunden des Papstes hat es nichts Unwahrscheinliches an sich, daß dieser bei einem seiner heftigen Fieberanfälle in einem unbewachten Augenblicke aus dem Bette fiel und nachher von seinen Leuten in der von Razzi angegebenen Stellung angetroffen wurde. Der Vorfall ließe dann allerdings darauf schließen, daß der Papst in seiner letzten Krankheit nicht immer sorgsam betreut wurde, was wiederum leicht begreiflich ist. Wie hätten denn auch die Höflinge aufmerksamer sein sollen als Cesare, der eigene Sohn, der sich nach seinem sterbenden Vater nicht ein einziges Mal umsah<sup>46</sup>! Sobald man merkte — und es ließ sich den Eingeweihten nicht lange verbergen —, daß es mit dem Papste zu Ende gehe, herrschte im Vatikan ein wirres Darunter und Darüber, da alles nur mehr darauf bedacht war, sein Schäf-

lein ins Trockene zu bringen<sup>46</sup>. Der Kranke blieb inzwischen sich selbst überlassen.

Selbst wenn jedoch die legendären Bestandteile in der Erzählung Razzis noch zahlreicher und stärker wären, als sie es tatsächlich sind, so vermöchten sie den ihnen zugrunde liegenden festen Kern, die Selbstvergiftung des Papstes und Cesares, doch um so weniger zu erschüttern, als diese durch anderweitige Zeugnisse ohnehin feststeht und durch den dem Hause Hadrians nahestehenden Bericht Razzis nur eine Bestätigung erfährt. Wer die ganze Vergiftungserzählung von vornherein mit dem Einwande abfertigt, die Borja seien in ihrem eigensten Gewerbe keine solchen Stümper gewesen, um in einer Sache, bei welcher ihr eigenes Leben mit auf dem Spiele stand, gefährlichen Versehen Raum zu lassen<sup>47</sup>, der verkennet die ungeheure Rolle des Zufalls in der Weltgeschichte, dessen tückisches Walten oft genug selbst die klügste Berechnung zuschanden macht. Sicher ist jedenfalls, daß die Borja am Mahle bei Hadrian teilnahmen und von da an auf den Tod krank waren<sup>48</sup>. Diese plötzliche und auch alle anderen Teilnehmer<sup>49</sup> befallende Krankheit hatte aber ihren Grund nicht im römischen Fieber<sup>50</sup>, sondern im Gifte der Borja. Bekannte doch einer der Hauptbeteiligten, der Kardinal Hadrian selbst, dem Bischöfe J o v i u s v o n N o c e r a, er habe vom tödlichen Giftranke gekostet und darauf eine solche Hitze in seinen Eingeweiden verspürt, daß sich seine Augen verdunkelten und ihm das Bewußtsein entschwand; er habe sich in kaltes Wasser tauchen müssen und sei nicht mehr zu sich gekommen, als bis ihm die Haut in Fetzen abfiel<sup>51</sup>. Man macht sich die Sache doch allzu leicht, wenn man das Zeugnis Hadrians ohne jeden stichhaltigen Beweis mit der Ausflucht beseitigt, Jovius, der es aus dem eigenen Munde des Kardinals vernommen zu haben versichert, sei nicht immer glaubwürdig<sup>52</sup>; das Krankheitsbild, welches Jovius mitteilt, kann nur auf der persönlichen Erfahrung und Mitteilung eines der Erkrankten beruhen<sup>53</sup>. Es ist auch durchaus nicht an dem, daß nur auswärtige Schriftsteller, wie Bembo, Jovius, Sanuto und Peter Martyr, von Gift sprechen, während die beim Tode Alexanders anwesenden, „als vortrefflich unterrichtet bekannten“ Zeitgenossen, der venezianische Botschafter Anton Justinian und Johannes Burchard, nichts davon wissen<sup>54</sup>. Wollte man aus dem Schweigen Burchards über die Vergiftung ihre Un-

geschichtlichkeit folgern, so müßte man aus demselben Grunde auch die Ungeschichtlichkeit des Mahles in der Villa Hadrians behaupten, welches über jede Anfechtung erhaben ist. Schon diese Erwägung lehrt, daß es mit dem Schweigen Burchards seine eigene Bewandnis haben müsse, und er klärt uns darüber selbst auf, wenn er gelegentlich der Bestattung des vom Papste vergifteten Kardinals Orsini bemerkt, „man dürfe nicht mehr wissen wollen, als nötig sei“. Wie leicht konnte sein Tagebuch in unrechte Hände geraten und ihm zum Verderben gereichen, wenn es Dinge aussprach, welche man höheren Orts nicht ausgesprochen wissen wollte! Und so wie Burchard dachten und handelten andere gleichzeitige Schriftsteller. Auch Peter Delfin war in die römischen Vorgänge eingeweiht, hütete sich aber ängstlich, sich in seinen Briefen hierüber auszulassen. Ebenso kannte der kirchliche Richter, welcher das Todesurteil über den Mörder des Kardinals Michiel fällte, die Anstifter des Mordes sehr wohl, verschwieg aber ihre Namen, „propter honestatem“, wie er sagte<sup>55</sup>. Anders liegen die Dinge bei Justinian. Wenn er seiner Regierung in seinen amtlichen Schreiben die eingehendsten Nachrichten über den Verlauf der Krankheit des Papstes übersandte, ohne der Vergiftung zu gedenken, so geschah es, weil er seinem eigenen Geständnisse zufolge seine Aufgabe darin erblickte, seiner Behörde über die von ihm als Gesandten unternommenen Schritte und die ihm daraufhin gewordenen amtlichen Auskünfte Bericht zu erstatten und es im übrigen ihr zu überlassen, die entsprechenden Folgerungen daraus zu ziehen<sup>56</sup>. Daher teilte er ihr in seinen Depeschen nun auch jetzt alles mit, was er über die Krankheit des Papstes amtlich erfuhr, und das war im Grunde sehr wenig. Die Gesandten gaben sich zwar, wie sie versichern<sup>57</sup>, alle erdenkliche Mühe, in die päpstlichen Gemächer selbst vorzudringen, fanden diese aber seit dem 12. August stets abgesperrt, konnten auch amtliche Aufschlüsse fast nicht mehr erlangen, sondern mußten sich mit den mageren Bescheiden zufrieden geben, welche ihnen aus zweiter Hand zugehen<sup>58</sup>. Im Vatikan war man eben krampfhaft bestrebt, die schwere Erkrankung des Papstes möglichst zu vertuschen, unter keinen Umständen aber von einer Vergiftung etwas merken zu lassen. Man stellte den Gesandten vor, infolge der großen Hitze litten ja auch sonst viele Leute an Fieber, doch sei an Gift nicht zu denken<sup>59</sup>. Je geflissentlicher man solchen Verdacht aber abzu-

lenken versuchte, um so mehr erweckte man ihn, und schon der Umstand, daß man es überhaupt für nötig fand, den Argwohn einer Vergiftung zu bannen, war der klarste Beweis seiner starken Verbreitung. Manche Auskünfte, die den Gesandten erteilt wurden, waren unglaublich und unwahrscheinlich zum Greifen<sup>60</sup>; nicht einmal Kardinäle konnten die Wahrheit erfahren. Da man aber vernahm, die vatikanische Klausnerin sei um ihr Gebet für den Kranken gegangen worden, habe ihm jedoch keine Hoffnung mehr übrig gelassen<sup>61</sup>, da man überdies sah, wie die Borjaleute ihre Habe fortzuschleppen und in Sicherheit zu bringen trachteten, so wußte man, wie die Stunde geschlagen habe, und daß es mit dem Papste zu Ende gehe<sup>62</sup>. Zwar wollten sowenig wie die Höflinge auch die Ärzte von einer Vergiftung wissen und sprachen immer nur von bösem Fieber und Schlagfluß, von Terziana und Apoplexie<sup>63</sup>. Allein, hatten sie nicht auch hoch und teuer geschworen, der Kardinal Orsini sei eines natürlichen Todes gestorben, obschon doch selbst Burchard bekannte, daß er „den Kelch getrunken“ habe? Und was dann durch Meister Scipio und seinen Kollegen über die Krankheitserscheinungen des Papstes und Cesares verlautete oder sonst durchsickerte, das wollte zu ihrer Diagnose nicht stimmen, sondern legte den Schluß auf Arsenikvergiftung nahe<sup>64</sup>. Trotz aller vatikanischen Vorsichtsmaßregeln war ganz Rom der Kunde von der Vergiftung des Papstes voll, und mit Blitzesschnelle verbreitete sie sich sofort in alle Lande. Justinian selbst ließ sie nach Venedig gelangen. So behutsam er sich in seinen amtlichen Schreiben an Senat und Dogen aussprach, so hielt er doch in seinen beigegebenen Privatbriefen über die wahre Ursache der Erkrankung des Papstes nicht hinter dem Berge. Unter ausdrücklicher Berufung auf die Briefe Justinians meldete Sanuto schon zum 18. August<sup>65</sup>, wie es in Rom heiße, sei der Papst vergiftet und von schrecklichem Fieber, welches nicht von ihm lasse, befallen worden, eine Meldung, welche spätestens am 15. August aus Rom abging, an demselben Tage, an welchem Justinian ja auch eine Depesche an den Dogen abfertigte<sup>66</sup>, worin der Verdacht der Vergiftung, wenn nicht mit nackten Worten ausgesprochen, so doch deutlich genug zwischen den Zeilen zu lesen war<sup>67</sup>. Die gleiche Botschaft ließ er noch ausführlicher wohl auch mündlich<sup>68</sup> durch den berittenen Kurier ausrichten, welcher mit den Papieren nach Venedig raste;

21 Schnitzer, Peter Delfin

aber wie dem auch sei — sicher ist jedenfalls, daß gerade Justinian die Vergiftung, weit entfernt, sich über sie in Stillschweigen zu hüllen, als einer der ersten in einer Weise bezeugte, welche jeden Zweifel ausschloß. Und schon schossen spanische Fahrzeuge durch die Fluten des Mittelländischen Meeres, um die gleiche Kunde an den Hof Ferdinands des Katholischen zu bringen; ihr Inhalt wird uns von dem amtlichen aragonischen Chronisten Hieronymus Zurita<sup>69</sup> überliefert, dessen Geschichtswerk, aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft, „durchaus urkundlich ist und die Glaubwürdigkeit eines Diploms hat“<sup>70</sup>. Es bestätigt, was wir schon durch Justinian wissen: während Cesare von einem italienischen Reiche träumte, welches er zu schaffen gedachte, sei der Papst an dem Gifte gestorben, das von seinem Sohne dem Kardinal Hadrian von Corneto zugegabt war, in dessen Garten sie zu Abend speisten. Peter Martyr, von 1492—1502 am Hofe der spanischen Majestäten mit dem Unterrichte des jungen Adels betraut, hatte von dem außerordentlichen Ereignisse bereits durch das aus Rom mittels königlicher Eilboten übersandte Schreiben des spanischen Gesandten Kenntnis erlangt<sup>71</sup>, als er durch den ihm befreundeten Kardinal Bernhardin Carvajal noch ausführlicheren Bericht erhielt, auf Grund dessen er nun seinerseits den Erzbischof von Granada in das Geschehene einweihte. Der Herzog von Valence, so war ihm aus der Ewigen Stadt geschrieben worden, und so schrieb er nun auch selbst<sup>72</sup>, habe einige reiche Kardinäle zur Tafel geladen<sup>73</sup> und zugleich, auf daß sie keinen Verdacht schöpften, den Papst; er habe zwei silberne Gefäße mit Wein füllen, eines davon aber vergiften lassen, indem er dem Diener die Weisung gab, dieses den Kardinälen, das unvergiftete aber dem Papste und ihm zu reichen. Doch seien die Becher verwechselt und der Papst so vergiftet worden, welcher denn auch schon nach wenigen Tagen verstarb, während Cesare, dank seiner Jugend und weil er sofort kräftige Heilmittel gebrauchte, mit dem Leben davonkam, aber, in die Eingeweide frisch geschlachteter Mauleselinnen gehüllt, dem Vernehmen nach noch immer daniederliege.

Somit ergibt sich von selbst, was von der so zuversichtlich vorgebrachten Einrede zu halten sei, nur auswärtige Schriftsteller, wie Bembo, Jovius, Sanuto, Peter Martyr, redeten von Gift, während die beim Tode des Papstes in Rom anwesenden, vor-

züglich unterrichteten Berichterstatter, wie namentlich Justinian, nichts davon wüßten. Denn gerade in den „auswärtigen Schriftstellern“ sprechen die wichtigsten römischen Kronzeugen zu uns, in Jovius Hadrian von Corneto selbst, in Sanuto Justinian, in Zurita der spanische Gesandte, in Peter Martyr dieser und Kardinal Carvajal. Die schwerwiegenden Aussagen solcher Männer lassen sich nicht so leicht auf die Seite schieben und hätten, sorgsam geprüft, die Meinung nicht aufkommen lassen, als sei die Annahme einer Vergiftung nur aus der gleichzeitigen Erkrankung Cesares und des Papstes sowie der raschen Verwesung der Leiche erwachsen<sup>73a</sup>. Denn einmal handelte es sich um die gleichzeitige Erkrankung nicht nur Alexanders und seines Sohnes, sondern überhaupt aller Teilnehmer am Gastmahle Hadrians<sup>74</sup>, diesen selbst mit eingeschlossen. Sodann kam aber nicht eine bloße Erkrankung in Frage, sondern, worum sich alles dreht, eine Erkrankung mit ausgesprochenen Vergiftungserscheinungen. Der zeitgenössische päpstliche Sekretär Sigismund de' Conti will es zwar dahingestellt sein lassen, ob die Erzählung von der Vergiftung des Papstes auf Wahrheit oder Dichtung beruhe; aber, so schreibt er<sup>75</sup>, „soviel steht jedenfalls fest, daß Valentin und der Kardinal Hadrian sofort nach jener Mahlzeit in die gefährlichste Krankheit verfielen und viele Anzeichen einer Vergiftung aufwiesen“. Erinnern wir uns nun, daß auch Hadrian selbst berichtete, wie er nach dem tödlichen Tranke ein verzehrendes Feuer in seinen Eingeweiden verspürt und das Bewußtsein verloren habe, so werden wir über Ursprung und Art jener plötzlichen Erkrankung nicht im unklaren sein. In dieser schon bei Lebzeiten des Papstes gebildeten Überzeugung von seiner Vergiftung sah man sich dann allerdings nach seinem Tode beim scheußlichen Anblicke seiner Leiche<sup>76</sup> erst recht bestärkt; denn eben weil damals verschiedene Leute dem römischen Fieber erlagen, ohne nach ihrem Ableben ein so grauenhaftes Aussehen zu gewähren, so schloß man unwillkürlich, es müsse mit dem Sterben Alexanders seine besondere unheimliche Bewandnis gehabt haben. Man glaubte den Toten vom Teufel gezeichnet, dem er schon im Leben verfallen war, die Legende von seinem Vertrage mit dem Dämon erhielt neue Nahrung.

Somit kann kein Zweifel obwalten, daß Alexander VI. an dem Gifte zugrunde ging, welches er selbst und Cesare dem Kardinale

Hadrian gemischt hatten<sup>76</sup>. Man kannte es, das Gift der Borja. Die Cantarella, „ein süßes, weißes Pulver, in Papier eingewickelt“, hatte schon den Kardinal Michiel ins Jenseits befördert<sup>77</sup>, es verfehlte seine Wirkung auch beim Gastmahle Hadrians nicht. Der Zubereitung von Giften widmete Cesare ja stets besondere Aufmerksamkeit. In den Fragen, welche er einem seiner Vertrauten, dem Nürnberger Lorenz Beheim, welcher die Stelle eines Obersten Geschützmeisters in seinem Heere bekleidete, in einem uns noch erhaltenen Schriftstücke vorlegte<sup>78</sup>, bat er namentlich um Aufschluß über die Zubereitung von Gift, und zwar besonders auch über die zeitliche Wirkung des der Nahrung beigebrachten Giftes, die je nach Wunsch in einem, in vier, sogar erst in sechs Monaten eintreten sollte; er verlangte aber auch Auskunft in Liebessachen sowie über die Kunst, Briefe zu öffnen und kunstgerecht wieder zu verschließen.

In älterer Zeit war man noch unbefangen genug, den Untergang Alexanders an seinem eigenen Gifte ruhig zuzugeben; man stieß sich daran nicht nur nicht, sondern erblickte hierin Gottes gerechte Strafe für seine himmelschreienden Frevel. Nicht etwa erst Bettini und Razzi, auch nicht bloß Piagnonen wie Lukas Landucci<sup>79</sup>, Simon Filipepi<sup>80</sup> und Johann Franz Pico von Mirandola<sup>81</sup> huldigten dieser Auffassung; der neapolitanische Notar Jakob schloß seinen kurzen Bericht mit dem erleichternden Stoßseufzer: „Et hoc iudicium Dei est“<sup>82</sup>, und der deutsche Chronist Wilhelm Rem bemerkte<sup>83</sup>: „Also traf Untreue ihren eigenen Herrn.“ In flammenden Worten geißelte der Kardinal Egidius von Viterbo die thyesteischen Trauerspiele der Borja<sup>84</sup>, aber auch der römische Schriftsteller Raphael von Volterra trug, wie wir schon sahen, ebensowenig ein Bedenken, seine Leser über den Tod Alexanders zu unterrichten<sup>85</sup>, wie der Kuriale Sigismund de' Conti<sup>86</sup> oder die venezianischen Historiker Kardinal Bembo<sup>87</sup>, Bischof Hieronymus Garimberto<sup>88</sup> und Peter Justinian<sup>89</sup>. Natürlich waren die furchtbaren Verbrechen der Borja im allgemeinen und ihr zu ihrem eigenen Verderben ausgeschlagener Mordversuch auf Hadrian von Corneto im besonderen Wasser auf die Mühle der Protestanten, und es war begreiflich, daß die Katholiken, je eifriger die Anhänger der Reformatoren die prickelnden Berichte über das Ende Alexanders in ihrem leidenschaftlichen Kampfe wider das

Papsttum ausschachteten<sup>90</sup>, desto zurückhaltender wurden. Dazu kam, daß die zunehmende Erstarkung der innerkirchlichen Reformbewegung, welche zu einer Läuterung der römischen Kurie wenigstens von den größten Mißbräuchen und zu einer strengeren Auffassung der Pflichten und Aufgaben der Nachfolger Petri führte, auch einen neuen Aufschwung des päpstlichen Ansehens im Gefolge hatte. Man vermochte daher im kirchlichen Lager den Gedanken nicht mehr zu ertragen, daß je ein Papst die Rolle eines ganz gemeinen Giftmischers gespielt habe, glaubte auch den Andersgläubigen ein solches Zugeständnis nicht mehr machen zu dürfen, und da die geschichtlichen Zeugnisse doch zu wichtig erschienen, als daß man sie kurzerhand zu verwerfen gewagt hätte, so schlug man einen Mittelweg ein, um den Papst doch vor der größten Anklage zu retten, ohne die historische Überlieferung allzusehr zu vergewaltigen. Charakteristisch war hier die Haltung der Biographen der Päpste und Kardinäle<sup>91</sup>. Dem ersten Bearbeiter, dem Dominikaner Ciacconius, zufolge starb Alexander VI. ruhig an Altersschwäche<sup>92</sup>, des Giftes geschieht vorsichtigerweise keine Erwähnung. Dagegen taucht sie in den Zusätzen Andreas Victorellis<sup>93</sup> wenigstens in der schüchternen Form unsicherer Gerüchte auf, während der Jesuit Oldoini in seinen wichtigen Nachträgen ehrlich genug ist, zu bekennen, daß Alexander dem Gifte erlegen sei, welches Cesare dem Kardinale Hadrian und andern reichen Prälaten bereitet hatte, das sei die auf der fast einhelligen Überlieferung italienischer und sogar spanischer Schriftsteller beruhende gemeinsame und beharrliche Anschauung der gelehrten Welt<sup>94</sup>. Das Gefühl sträube sich jedoch vor der Annahme, der Papst sei in das Verbrechen eingeweiht gewesen; wohl aber habe sein Sohn ein Leben so bodenloser Verworfenheit geführt, daß man ihm jede Ruchlosigkeit ohne weiteres zutrauen dürfe. Dies war wohl auch die Meinung des Jesuiten Johannes Mariana<sup>95</sup>, welche sich ihm aus dem Berichte des Peter Martyr an den Erzbischof von Granada zu ergeben schien, den eben deshalb auch Oldoini in seine Erläuterungen aufnahm. In den Fußtapfen Oldoinis wandelte der kirchliche Annalist Heinrich Spondanus<sup>96</sup> († 1643); auch er trat für die Unschuld des Papstes ein und erklärte die Vergiftung für das Werk Cesares, welcher es auf das Geld der reichen Kardinäle abgesehen hatte. Der Dominikaner Abraham Bzovius († 1637)

bestritt in seiner Fortsetzung der Annalen des Baronius selbst dies<sup>97</sup>; weder der Papst selbst noch sein Sohn habe einen Mordanschlag auf Hadrian oder andere Kardinäle unternommen, die nach dem Zeugnisse Burchards eines natürlichen Todes gestorben seien, das Ganze sei nichts als eine böswillige Verleumdung übelgesinnter Schriftsteller vom Schlage eines Guicciardini, Sannazar und Jovianus Pontanus. Alexander VI. sei vielmehr ein Papst mit vorzüglichen Eigenschaften gewesen, welchem Anton Carracciolo, der Biograph Pauls IV., eine solch innige Andacht zum heiligsten Sakramente nachrühmte, daß er es in einer goldenen Kapsel beständig bei sich trug; nur als er dem Gastmahle in der Villa des Kardinals Hadrian anwohnte, habe er es mitzunehmen vergessen, weshalb er den jungen Carafa in seine Gemächer schickte, um es zu holen. Dieser habe ihn jedoch tot auf dem Boden liegen gesehen und sei darob in Ohnmacht gefallen, aus welcher er erst wieder erwachte, als der Papst wirklich sterbend zurückgetragen wurde. Gab somit selbst Bzovius die Vergiftung des Papstes, wenn er sie auch nicht zu erklären vermochte, doch immer noch zu, so räumte der Oratorianer O d e r i c h R a y n a l d († 1671) entschlossen auch mit ihr auf<sup>98</sup>. Mit Bzovius bezeichnete er Alexander als das Opfer böswilliger Verdächtigungen, gleich ihm stützte er sich auf das Tagebuch Burchards, ging aber über seinen Vorgänger darin hinaus, daß er unter Berufung auf den hier mitgeteilten Krankheitsbericht, worin nicht von Gift, sondern nur von böartigem Fieber die Rede sei, dieses als die rein natürliche Todesursache hinstellte. Diese Erklärung wurde nun zwar, wie wir uns überzeugten, dem überlieferten Quellenbestande in keiner Weise gerecht, vermochte aber wenn auch nicht auf einen Mann wie Altmeister R a n k e<sup>99</sup>, so doch sogar auf zahlreiche protestantische Historiker Eindruck zu machen, und erntete natürlich erst recht im katholischen Lager freudigen Beifall, da sie dem hier schon mit Rücksicht auf den Protestantismus herrschenden Bestreben einer Entlastung der Borja den willkommenen Anschein einer wissenschaftlichen Grundlage verlieh<sup>100</sup>.

Oft und oft wurde die Frage aufgeworfen, wie es doch möglich und psychologisch erklärlich sei, daß ein Mann, als Stellvertreter Christi auf Erden mit der höchsten Verantwortlichkeit der Christenheit beladen, nicht nur die heiligsten Pflichten seines Amtes, sondern auch schon die elementarsten Gebote der Sittlich-

keit in einer so maß- und schamlosen Weise verhöhnen konnte wie Alexander VI. Die Piagnonen hatten die Antwort bereit, er sei ein ganz ungläubiger Mensch gewesen, ein Heide, der niemals getauft, oder doch ein Marrane, der es nur zum Scheine war. Allein es gibt einen Unglauben von zartestem, sittlichem Empfinden, edelstem Pflichtgefühl und lauterster Herzensgüte, wie es Gläubige von entsetzlicher Gemütsroheit, Pflichtvergessenheit und Gewissenlosigkeit gibt. Wie es sich nun nicht selten ereignet, daß ein Mensch mit einem unwillkürlichen Worte oder mit einer unbewußten Gebärde sein innerstes Wesen enthüllt, so verriet sein Geheimnis auch Alexander, als er beim Gastmahle in Hadrians Villa auf einmal nach dem Beutel mit der Hostie und den Reliquien griff, um die drohende Gefahr von sich abzuwenden. Das Allerheiligste seiner Kirche war ihm ein Zaubermittel, die Religion nur Magie und die Magie Religion. Wo aber nur Zauber und keine Religion herrscht, da kann es kein sittliches Bewußtsein und Verantwortungsgefühl geben. Denn der Zauber wirkt auf Grund seines genauen Vollzugs durch sich selbst, ex opere operato, die sittliche Beschaffenheit des Vollziehers kommt für ihn nicht in Betracht. Er ist im Himmel und auf Erden die höchste Macht, Götter und Menschen gehorchen und dienen ihm. Das war der Standpunkt Alexanders VI.; darum gab es für ihn weder eine religiöse noch eine sittliche Hemmung, er fühlte sich jenseits von Gut und Böses. So ward er zu jenem scheußlichen Ungeheuer, welches ein Zeitgenosse in bebenden Versen brandmarkte, die den Abscheu der Menschen von ihm in dem vernichtenden Urteile zusammenfaßten: selbst für die Hölle zu schlecht!

Beelzebub brüllt und ist ganz außer sich,  
Daß allzu frühe erschien in Höllenlanden,  
Dahingerafft von tückischen Todesbanden,  
Der einst auf Erden Gott an Würde glich.

Es banget Satanas, daß Roderich,  
Im Höllenreich als schlechtester erstanden,  
Vom alten Thron ihn stoß' mit Schimpf und Schanden  
Und ihn besteig' als grimmer Wüterich.

Die Seelen der Verdammten hört man klagen:  
O Beelzebub, verlasse nicht dein Reich, —  
Viel leichter ist dein Joch doch zu ertragen!

Wohl traf uns hart dein unbarmherziger Streich —  
Mit Borja darfst du den Vergleich nicht wagen,  
Denn alle Teufel kommen ihm nicht gleich!<sup>101</sup>